Inhalt.

Seite
Ein gefallener Stern 1
Die Einsiedelei del Parral . . . 203.

Ein gefallener Stern.

Erzählung.

„Ich suchte den Tempel, ich suchte mein Haus,
Und vergaß daß ich wandert' als Sklave heraus,
Sah die Gluth nur, die prasselnd Dein Heil'ges verzehrt,
Und die Hand, der, gefesselt, die Rache verwehrt.“ —

Byron.

Amalrich, König von Jerusalem, war im neun- unddreißigsten Jahre seines Alters in's Grab gesunken. Obgleich seine Regierung durch keine besondern Unfälle ausgezeichnet gewesen war, so hatte der König dennoch, von Seiten seiner unruhigen und intriguirenden Vasallen, viel Kummer erlebt. Balduin der Vierte, ein Jüngling von angenehmem Aeußern und guten Geistesgaben, aber bald von einer unheilbaren Krankheit, deren Wesen nicht erforscht werden konnte, ergriffen, folgte seinem Vater auf den Thron. Die Fortschritte des Uebels, das zwei Jahre nach der Thronbesteigung des jungen Fürsten, ihm bereits den Gebrauch eines Arms geraubt und eine Seite gelähmt hatte, ließ dem König das Bedürfniß treuer Rathgeber, die ihn eines Theils der Regierungslasten überheben möchten, fühlen, doch nur ungern und

auf wiederholtes Dringen des Volkes und der mächtigen Barone willigte er ein, daß für dringende Fälle Graf Raimund von Tripolis, jedoch unter der höhern Autorität des Monarchen, ernannt ward. Das Gefühl des jungen Fürsten war durch diese, fast abgezwungene Ernennung tief verletzt worden. Der König liebte den Grafen nicht, denn obwohl dieser als ein Mann von Tapferkeit, vielem Wissen, Erfahrung, die in den Fesseln der Ungläubigen noch mehr gereift, bekannt, außerdem aber mächtig und reich war, so war doch List und Sucht zur Intrigue ihm nicht abzusprechen. Es konnte nicht fehlen, daß in einem Feudalstaate wie dieser, an einem Hofe, wo der Thron auf die Ritterlanzen der Barone, deren feste Burgen von allen Bergen ragten, gegründet war, sich bald zwei Partheien, die eine für den König, die zweite für den Reichsverweser oder eigentlich für den Adel bildeten, welche sich wechselsweise auf's Bitterste haßten und befehdeten. Auf der Seite des Reichsverwesers befand sich die Mehrzahl der Barone, und unstreitig war diese Parthei an Macht die bedeutendste, an List aber ward sie von der andern übertroffen. An der Spitze der letztern befand sich

die kluge Gräfin Agnes, wie König Amalrichs geschiedene Gemahlin immer genannt wurde, weil sie noch bei Lebzeiten des Königs den Grafen Rainald von Sidon geheirathet und sich auch wieder von ihm getrennt hatte; so wie die Prinzessin Sybille, die Schwester König Balduins, Wittwe von Wilhelm Langschwert, Markgrafen von Montferrat, die bald nach dem Tode des Gatten einen Knaben geboren, der als der präsumtive Thronfolger angesehen ward. Der öffentliche Beistand und Rathgeber der beiden Frauen war Joscelin von Courtenay, Reichsseneschal und Bruder der Gräfin Agnes, ihre Macht aber stützten sie auf den Beistand der Templer und Johanniter, und außer diesen auf den Rath und die Hülfe des Legaten Heraclius. — Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß in einem Reiche, an dessen Hofe so viele feindliche Elemente durcheinander kreißten, in einem Lande wo die Großen des Reichs sich auf ihren Felsenburgen als eben so viele Könige ansahen, und dem Monarchen, der nicht hinlängliche Macht hatte ihren Ehrgeiz im Zaum zu halten, nur so lange gehorchten als es ihnen gefällig war, alle öffentliche Angelegenheiten so geführt wurden, daß es

eben keines Wahrsagergeistes bedurfte um voraus zu wissen, daß das Reich Gottfrieds von Bouillon sich seinem Ende nahe. —

In einem Hause am Abhange des Bezethahügels, von wo man einen freien Blick über Jerusalem bis weit in das Kedronthal hinein hatte, saß der junge Ritter Guido von Lusignan und blickte, einen offenen Brief in der Hand, sinnend bald in den letztern, bald über die von der Abendsonne überstrahlte heilige Stadt. Der junge Mann galt unbedingt für den schönsten Mann im Christenheere, und selbst Saladin hatte nach der Schlacht von Belfort, als Guido wegen Auslösung der Gefangenen zu ihm gesendet worden war, bei seinem Anblicke ganz erstaunt ausgerufen: ‚Bei Allah! Dieser Ungläubige ist sehr schön! Es hat Allah gefallen, seine Gaben nicht blos den Gläubigen zu spenden.‘ Körperschönheit war indeß das Hauptbesitzthum, dessen sich der Jüngling zu rühmen hatte. Zwar war er von uraltem, edlem Geschlechte, — sein Vater Hugo von Lusignan und la Marche hatte seinen Namen neuerdings bei der Niederlage Nureddins im Thale

von Balbek berühmt gemacht, — aber die Geistesgaben des jungen Mannes standen nicht so hoch als seine Schönheit, außerdem war er wenig begütert, und Beides war hinreichend, daß er nicht so an Ansehen im Heere und am Hofe hervorragte, als es sonst wohl der Fall gewesen sein würde. — Noch blickte Guido in tiefem Sinnen auf die vom letzten Abendstrahl erleuchteten Höhen des Oelbergs und des Zion, während die Schatten der Nacht sich bereits immer mehr über die Hügel Acra und Moria breiteten, und die kleinen Häuser, die in der Tiefe des Tyropäons lagen, im Dunkel der Nacht verschwanden, als sich die Thüre des Zimmers öffnete und ein langer magerer Mann, ein Vierziger, gekleidet in die Tracht des Tempelordens, hereintrat. Die Gesichtsfarbe desselben war äußerst dunkel, und dies so wie die gekrümmte Nase, die stechenden, wild blickenden Augen, die schneeweißen etwas langen Zähne, und der ganze Gesichtsschnitt gaben seiner Physiognomie mehr ein orientalisches wie ein europäisches Ansehen.

„Ach, Ritter Ivo!" rief Guido bei seinem Anblick, wie es schien, nicht unangenehm überrascht.

„Das ist schön von Euch, daß Ihr mich in meiner einsamen Klause zur Abendzeit heimsucht. Ich befinde mich gerade in einer Stimmung, wo ein aufheiterndes Gespräch mir Noth thut.“

„Damit kann ich dienen!“ rief der Templer lachend, und in einem Dialecte, dem man anhören konnte, daß das Abendland nicht seine Heimath sei. — „Ich komme eben aus einer Gesellschaft, wo es äußerst lustig herging. — Aber,“ setzte er hinzu, indem er sich auf eine Ruhebank warf, „habt Ihr etwa einen Becher Sorbet zur Hand, so rückt heraus damit, denn die Zunge klebt mir am Gaumen, und dennoch muß ich heute, bei der Abendtafel meines Meisters, mich geberden als wäre der Wein ein Brechmittel, und das halbsalzige Wasser aus dem Brunnen Siloa edler Nectar.“

Guido erhob sich lächelnd, und rief einem Knappen, der bald darauf einen Krug und zwei Becher brachte.

„Ich begleitete,“ erzählte der Templer, nachdem er einen Trunk gethan, mit spöttischem Lächeln, „den hohen Meister in den Reichsrath, welcher gehalten wurde. Ein wichtiger Gegenstand sollte berathen

werden, fast alle Barone waren beisammen. — Hört Guido! Habt Ihr jemals eine Judenschule besucht? Nicht? Schade darum! Ihr hättet Euch sonst ein gutes Bild von der Reichsversammlung machen können. — Da war der Graf von Tripolis; dieser sprach noch am gescheidtesten. Er hatte einen Plan, mit dem er jedoch nicht recht herausrücken wollte, weil er zu groß war, um in den kleinen Köpfen Platz zu finden, und zu klug als daß man ihn angenommen hätte. Dagegen die Andern! Balian von Ibelin sprach von den Rechten des Thronfolgers, Rainald von Chatillon von Beutezügen, Boemund wollte Saladin nicht beleidigt wissen, Roger du Moulin der Johannitermeister schrie von des Ordens Rechten, Gerhard von Riderfort, mein hoher Vorgesetzter, that wie er immer zu thun pflegt, er lächelte und zuckte erst die rechte dann die linke Schulter, sagte Diesem ein: ‚Ja', dem Andern ein: ‚Nein' in's Ohr, und gab auf's Beste zu verstehen, was ohnehin ein Jeder weiß, daß der ihn hat, der ihn am Besten bezahlen wird." —

„Aber sagt mir, Guido, was Euch fehlt!" rief Ritter Ivo, seine Blicke starr auf den Jüngling

richtend. „Ich bin eben im besten Zuge Euch zu erzählen, wie wir Alle auf einem unterhöhlten Boden uns lustig machen, uns katzbalgen, und wie der Anfang des Endes immer näher rückt, Ihr aber hört mich nicht und blickt fortwährend auf jenen Brief. Ich kann mir denken was darin steht! Es wird ein Mahnbrief sein aus Ptolemais oder Joppe. Wer zum Henker! aber wird sich deshalb trübe Gedanken machen! Denkt doch daran wie alle die Herren und Fürsten, die hier versammelt sind, sich blos darüber grämen, daß ihnen Niemand weiter etwas borgen will, daß aber keiner von ihnen um das Bezahlen bereits gemachter Schulden sich nur ein graues Härlein wachsen läßt."

„Schulden," sagte Guido mit trübem Lächeln, „sind es nicht die mich drücken."

„Stürzt Euer altes Nest — wie heißt es doch? Da in der Nähe vom Schloß Belvoir — etwa zusammen, und Ihr habt kein Geld es wieder aufzubauen?" fragte Ivo gemächlich den Becher ausschlürfend. — „Laßt den Bettel zusammenstürzen. In zwei, drei Jahren befindet er sich doch in den Händen Saladins."

„Haltet Ihr denn Geld für ein so großes Gut, daß dessen Mangel so viel Kummer machen könnte?“ fragte Guido.

„Ja, junger Herr,“ rief Ivo und sein sonst so spöttisches Lächeln machte einer finstern, fast grimmigen Miene Platz, „es ist dasselbe eins von den drei zufälligen Dingen, mit deren einem oder zweien ein gescheidter Kopf Wunderdinge ausrichten kann, die aber, wenn sie alle drei bei einem Sterblichen zusammentreffen, eben so viel unwiderstehliche Talismane werden, und seinem Willen Alles unterwerfen. Mir hat das Schicksal alle drei versagt. Besäße ich eins von diesen Gütern, noch heute würfe ich den weißen Lappen mit dem rothen Kreuze“ — er packte mit der Faust den Templermantel — „dem Meister vor die Füße. Mit diesem Einen wollte ich viel zuwege bringen. Ihr besitzt zwei dieser Kleinode, sie nützen Euch nichts, denn Ihr wißt sie nicht zu gebrauchen und das ist eben der Fluch, der an ihrem Besitze haftet.“

„Ihr macht mich ganz neugierig, Ivo;“ sprach Guido lachend. „Nennt mir doch diese kostbaren Güter.“

„Die drei Talismane, durch die der Kluge Alles erringen kann," rief der Templer, indem er den Jüngling im Eifer der Rede heftig am Arme faßte, „sind: Geburt, Schönheit und Reichthum."

„Was das Letzte anlangt, so mögt Ihr nicht Unrecht haben;" sagte Guido nach längerer Pause. „Reichthum ist ein großer Vorzug." —

„Nicht größer als jene andern!" unterbrach ihn Ivo heftig. „Ihr schätzt die Erstern nur gering, weil Ihr sie besitzt, und darum unter dem ihnen anklebenden Banne steht: daß Ihr sie nicht zu benutzen wißt. — Der Reichthum, wenn Ihr ihn besäßet, würde Euch eben so wenig helfen. Ich an Eurer Stelle, ohne reich zu sein, wäre König von Jerusalem."

Guido lachte laut auf. Der Templer runzelte finster die Stirn.

„Daß Ihr lachen könnt, ist ein Beweis für meine frühere Behauptung!" sprach er düster. „Ihr kommt mir vor wie ein Kind, dem ein wohlwollender Zauberer eine Handvoll Diamanten schenkt, und welches die werthvollen Steine auf dem Spielplatz liegen läßt, weil es deren Glanz überdrüssig geworden."

„Und Ihr seid ein Zauberer? Nicht wahr?" rief Guido noch lauter lachend. „Denn nur ein solcher könnte verheißen Unmöglichkeiten möglich zu machen."

„Was Euch eine Unmöglichkeit dünkt, ist für mich keine;" erwiederte Ivo fest. „Ich wiederhole Euch: An Eurer Stelle wäre die Krone Jerusalems mein. Noch mehr: Ich, der arme Templer, der nach der Ordensregel selbst willenlos sein soll, ich, der Sohn eines unbekannten armenischen Edlen, der kaum Vater und Mutter kannte, wollte mich verbürgen, die Krone dieses Reichs auf Euer Haupt zu setzen, wenn — wenn Ihr ein Mann wäret."

„Ritter Ivo," sagte der Jüngling ernst, „ich denke Ihr seid nicht gekommen, mich zum Gegenstande Eurer Scherze oder Beleidigungen zu machen."

„Ich scherze nicht, und eben so wenig bin ich gesonnen Euch zu beleidigen;" sagte der Templer kalt. „Ich zweifle nicht an Eurem Muthe. Der Sohn Hugo's des Braunen, des Kämpfers von Balbek kann kein Feigling sein. Bei Alledem muß ich Euch sagen, daß ich den bloßen Muth sehr gering anschlage. Er kann das Eigenthum jedes Troßbuben sein, und wenn die Leute es bewundern, wie Rainald

von Chatillon mit zwanzig oder dreißig Reitern unter seinem gewöhnlichen Feldrufe: ‚Bei Gottes Helmmütze! Greift an!‘ (Par la greve de Dieu!) auf hundert Feinde losstürzt, so kann ich nur die Achseln zucken. Meiner Meinung nach verdient nur der den Namen: Mann, der im Kampfe mit dem Schicksal gerade auf das Ziel, das er sich selbst gesetzt, ohne rechts oder links zu blicken lossteuert, und als Sieger aus diesem Kampfe hervorgeht."

„Der Erfolg also" — hob Guido an.

„Ja, der Erfolg;" unterbrach ihn Ivo. „Der Erfolg entscheidet über die That. Das große Unternehmen gelingt stets."

„Auch durch solche zufällige Mittel, wie die, so Ihr vorhin genannt?" entgegnete der Jüngling kopfschüttelnd.

„Das Mittel, durch das etwas Großes vollbracht wird, ist allein das wahre!" rief der Templer. „Wollt Ihr ein Mittel, durch welches ein armer Rittersmann zu einer Königskrone gelangt, ein kleines nennen?"

„Ich sehe in dem, was Ihr da sagt, nichts als

einen Scherz, wenn auch einen ziemlich wunderlichen;" sprach Guido fast verdrießlich.

„Und ich sage Euch," sprach der Templer aufstehend und beide Hände auf des Jünglings Schultern legend, „ich sage Euch, Guido von Lusignan, so wahr Ihr lebet und so wahr meine Seele lebt: Ihr sollt die Krone von Jerusalem auf Eurem Haupte tragen, wenn Ihr meinem Rathe folgen wollet. — Blickt dort hinaus auf die schlummernde Stadt!" setzte er mit starker Stimme hinzu, indem er den Arm nach dem offenen Fenster ausstreckte. „Dort in der Grabeskirche soll man Euch die würdigste Krone der Christenheit aufsetzen, und dort auf der Höhe des Zions soll Euer Königsbanner wehen! Sollte Euch dies nicht genug dünken, um es wenigstens zu versuchen — ein Mann zu sein?"

„Bei Gott, ich weiß nicht ob ich träume oder wache!" rief der Jüngling von der Rede des Templers wunderbar ergriffen. „Alles was Ihr da sagt, klingt wie ein Mährlein mir in's Ohr, und dennoch sprecht Ihr ganz als wie im Ernst."

„Wie oft soll ich Euch noch sagen: Es ist mein Ernst!" rief Jener. — „Ich habe nun einmal eine

Neigung zu Euch. Ich will Euch groß, geehrt und glücklich machen. Ich sehe Euch im Besitz von Eigenschaften, dazu zu gelangen, ohne daß Ihr diese Eigenschaften anzuwenden wüßtet. — Glaubt mir," setzte er höhnisch lächelnd hinzu, „hätte ich diese Güter, ich dächte nicht an Euch; ich habe sie aber nicht, und so will ich sie Euch verwerthen helfen. — Freilich ist eine Bedingung dabei."

„Und diese ist?" fragte Guido.

„Dies Alles," sagte der Templer, indem er auf die Stadt zeigte, über der eben der Mond emporstieg, „das Erbe der Könige des alten Bundes, soll Euer sein, wenn Ihr mir versprechet, stets unbedingt meinem Rathe zu folgen!"

Noch immer auf's Eigenthümlichste erregt blickte Guido starr auf den Templer. Der Mond erhellte nur unvollkommen das Zimmer, aber der Jüngling konnte das unheimliche Funkeln des Auges des neben ihm befindlichen dunkeln Mannes deutlich erkennen, und dies, wie der höhnische Ausdruck seiner Züge, der nach der schlafenden Königsstadt ausgestreckte Arm, so wie der Inhalt der Rede erinnerten Guido unwillkürlich an die Worte des Versuchers: „Das Alles

will ich Dir geben, so Du niederfällst und mich anbetest!‘

Verwirrt stammelte daher der Jüngling:

„Gern will ich Euch dies Versprechen geben, aber ich hoffe Ihr verlangt nichts was gegen Gott sei oder die Ehre meines Hauses.“

„Ich bin Templer und Ritter, und darin liegt die Erledigung Eurer Besorgnisse;“ erwiederte Ivo düster. — „Aber mich dünkt, Messire,“ setzte er mit unbeschreiblichem Hohne hinzu, „wenn man Boemund, Balian von Ibelin, oder einem andern der Großen dieses Reichs den Vorschlag machte, die Krone desselben anzunehmen, so würden sie weniger bedenklich sein.“

„Verzeiht Freund! Ich habe Euch nicht durch Verdacht kränken wollen, und ich fühle, daß ich Euren Spott verdiene;“ sprach Guido beschämt. „Uebrigens vertraue ich Euch unbedingt.“

„Wohlan, so ist unser Pact geschlossen!“ sagte der Templer. „Was ich Euch verspreche, werde ich halten. Das Gleiche hoffe ich von Euch, hoffe es aber nicht nur bis Ihr das geworden, wozu ich Euch machen werde, sondern auch über diese Zeit hinaus,

und bis ich Euch selbst Eures Wortes entbinde. — Damit wir indeß," setzte er kalt und mit schneidendem Tone hinzu, „in einer Zeit und Lage, wo es unpassend wäre über die Auslegung des Vertrags uns zu streiten, nicht in Zwist gerathen, so sage ich Euch ein für alle Mal: So gewiß ich der Mann bin Euch zu erheben, so gewiß bin ich auch der, der die Macht hat Euch zu stürzen. — Doch genug, wir sind einig! Morgen beginnen wir mit den Vorbereitungen zu unserm Werke. Ihr betretet da die Schwelle zum Thor der Ehren."

„Und was soll ich thun?" fragte der junge Mann.

„Hört mich an!" sagte Ivo, indem er den Jüngling bei der Hand faßte. „Uebermorgen ist Versammlung des Adels. Man wird über die Wiedervermählung der Prinzessin Sybille berathen. Jeder der Heereshäupter hat sein Plänchen. Aber — kennt Ihr die Fürstin?"

„Von Ansehen! Sie ist eine schöne Frau;" versetzte Guido.

„Nicht wahr?" sprach Ivo lebhaft. „Nun das schöne, glühende, lebenslustige Weib, soll verschachert

werden. Jeder der Barone, falls er nicht selbst als Bewerber auftreten kann, hat bereits einen Freier bei der Hand. Die meisten Aussichten haben die Söhne Roberts von Bethune, die von Philipp Grafen von Flandern unterstützt werden, da er dafür die Besitzthümer ihres Vaters in seinem Lande an sich zu bringen hofft. Milo von Planey hat einen Vetter, Boemund einen Freund, der Graf von Tripolis gar einen Verwandten Saladins im Rückhalt."

„Was?" rief Guido lachend. „Einen Saracenen?" —

„Der Vorschlag," sprach Ivo kalt, „ist zu verständig als daß er durchdringen sollte. Dennoch wird es in wenig Jahren dahin kommen, daß man dem Kaliphen die Auswahl unter den Fürstentöchtern des Kreuzheeres anbieten, und sich glücklich schätzen wird, wenn dieser sie für seine Verwandten annimmt. Doch lassen wir dies jetzt. Uebermorgen, wie gesagt, ist große Berathschlagung. Jeder denkt nur an sich und seinen Plan, Niemand an Sybillens Recht sich einen Gatten selbst zu wählen. Niemand wird für die Fürstin sprechen. Da tretet Ihr als der Vertheidiger der Rechte des schönen Weibes auf."

„Ich? Wo denkt Ihr hin!" rief Guido. „Ich der Unbedeutende, Unbeachtete, sollte auftreten, allen Fürsten und Herren widersprechen. Man würde es für Eitelkeit, für Anmaßung halten."

„Das würde man," fiel Ivo ein, „wenn Ihr nur im Mindesten Ungewißheit, oder gar Schüchternheit zeigtet. — Ihr nennt Euch unbedeutend? Das seid Ihr nicht, denn Ihr habt zwei jener Eigenschaften, zwei von jenen dreien, die zu Allem berechtigen: — Ihr seid von edler Geburt, und seid schön. — Ihr sagt daß Ihr unbeachtet seid. Desto besser! Kennte man Euch, so wüßte man Eure Pläne, wie Eure Kräfte sie durchzuführen, zu beurtheilen. Die Welt taxirt den Unbekannten gern zu hoch oder zu niedrig. Beides ist ein Vortheil für Den, der diese Werthschätzung zu benutzen weiß."

„Und wenn man die Anmaßung des Unbekannten lächerlich machte, sie höhnisch zurückwiese?" wandte Guido ein.

„So setzt Ihr dreifachen Hohn dagegen!" rief Ivo lebhaft. „Ihr nehmt auf Niemand Rücksicht als auf den König, den Patriarchen und beide Orden. Daß Ihr für die Schönheit und Tugend Sybillens

— der Templer lachte — „begeistert seid, daß diese es sind, die Euch für ihre weiblichen Rechte zu streiten aufgerufen haben, versteht sich natürlich ganz von selbst.“

„Und wozu,“ sagte Guido kopfschüttelnd, „soll dies Alles führen? Meint Ihr, daß sich die Barone, von denen, wie Ihr sagt, Jeder seinen Plan hat, von mir überzeugen lassen werden?“

„Nein!“ erwiederte Ivo trocken. „Ich glaube nicht daß Einer unter ihnen ist, dem man diese Einfalt zutrauen könnte. Darauf ist es aber auch nicht abgesehen.“

„Nun, so begreife ich nicht, warum ich mich lächerlich machen soll!“ rief der Jüngling verdrießlich.

„Um einst König von Jerusalem zu werden;“ versetzte kalt der Templer.

„Ach, das ist Euer Scherz!“ rief unmuthig der junge Mann.

„Ich scherze niemals!“ sprach der Templer, indem er mit düstern Blicken den Jüngling ansah. „Ihr kennt mich zwar noch nicht lange, aber doch hinreichend um zu wissen, daß ich nicht der Mann bin der es liebt, seine Zeit so zu vergeuden. Ueberdem haben

wir im Ernst ein Abkommen getroffen — wenigstens ich sehe die Sache von dieser Seite an — und so bitte ich, Messire, sie gleichfalls so zu betrachten. Ihr werdet in Kurzem beurtheilen können, ob ich Der bin, der mehr verspricht als er zu halten denkt."

„Sagt mir aber nur" — begann Guido wieder.

„Nichts sage ich Euch;" unterbrach ihn Ivo. „Unbedingt, so lautet unser Pact, müßt Ihr meinem Rathe folgen. — Nun hört weiter. In der übermorgenden Versammlung, der der König und die Fürstinnen persönlich beiwohnen werden, laßt Ihr alle Große ruhig ihre Gründe darlegen, Ihr sagt nicht ein Wort bis Alle gesprochen haben, dann tretet Ihr auf. Keck aber mit Ruhe erklärt Ihr dann, daß Ihr in Eurem und aller Gleichgesinnten Namen gegen Alles protestirt — einzig den höchsten Willen des Königs ausgenommen — was der freien Wahl der Prinzessin einen Zwang anthun könnte. Ihr sagt, daß Ihr in jeder Einmischung von Seiten der Barone eine Verletzung der Rechte der Krone, wie der Rechte der Fürstin als Frau, als Schwester des Monarchen, und als Mutter des Thronfolgers, sehen müßtet, und

daß Ihr zu ihrem Schutze die Macht der Kirche in der Person des Patriarchen, die Orden der Templer und Johanniter, so wie aller gleichgesinnten Mitglieder des Adels anriefet. Laßt Eure Rede kurz, aber in starken, begeisterten Ausdrücken gehalten sein, und verlaßt nach den letzten Worten trotzig den Saal."

„Wahrhaftig!" rief Guido von dem Vorschlage lebhaft angeregt. „Es ist keine kleine Aufgabe, die Ihr mir stellet."

„Aber eine schöne!" versetzte der Templer. „Sollte sich ein junger Rittersmann nicht geschmeichelt fühlen, den Paladin eines schönen, liebeglühenden, und deshalb gewiß nicht allzuspröden Weibes zu machen?"

„Gewiß; — Gewiß!" rief Guido entzückt. „Ich thue es, Ivo! Ich würde es selbst thun, wenn ich Euch auch nicht mein Wort gegeben hätte, Euch unbedingt zu folgen, und weiter nicht der geringste Vortheil dabei wäre. — Und der König und die Prinzessin werden gegenwärtig sein! Sagtet Ihr nicht so?"

„So ist's;" versetzte Ivo.

„Ist Sybille liebenswürdig?" fragte der junge Mann.

„Sie ist so liebenswürdig als schön," entgegnete

der Templer. „Sie näher kennen zu lernen und nicht zu lieben ist unmöglich.“

„Mir würde es dennoch möglich sein!“ versetzte Guido seufzend, und indem er unwillkürlich auf das auf der Tafel liegende Schreiben blickte.

„So liebt Ihr schon? Ihr seid durch irgend ein Weib gefesselt?“ fragte der Templer wie auf's Unangenehmste überrascht.

„Ich liebe — das Andenken einer Todten!“ entgegnete Guido, indem eine Thräne unwillkürlich seine Wimpern näßte.

„Erzählt! — Erzählt!“ rief Ivo lebhaft. „Ich nehme an Allem Antheil was Euch begegnet. — Hat dieser Brief auf Eure Neigung Bezug?“

„Allerdings!“ erwiederte Guido kummervoll. „Er enthält die letzten Nachrichten über ein Wesen, das mir theuer war. — Die Besitzungen meines Vaters,“ fuhr der Jüngling fort, „gränzten an das Besitzthum Guillaumes de Chateaublanc, der bei seinem Tode eine Wittwe und zwei Kinder, Zwillinge, einen Knaben und ein Mädchen hinterlassen hatte. Meine Mutter war die Freundin jener Dame, ich, obgleich mehrere Jahre älter, der Spielgefährte der Kinder. Die letz=

tern waren schön und glichen sich, wie dies bei Zwillingen wohl vorzukommen pflegt, auf ein Haar. Wir liebten uns wie Geschwister, und es war ein Lieblingsgedanke beider Mütter, daß Klotilde und ich einst ein Paar werden sollten. Wir waren mit diesem Gedanken aufgewachsen und er war in uns erstarkt, ja, so zu sagen, zu etwas ganz Sicherem, bereits Entschiedenem geworden. Wie ich Euch schon früher erzählte, begleitete ich den Grafen von Toulouse in's Morgenland, wo mein Vater die beiden Burgen, die Ihr kennt, als Lehnsmann des Grafen besaß. Klotilde wuchs indeß zur Jungfrau heran, ihr Bruder Klotar begab sich an den Hof des Grafen von Nevers, das Waffenhandwerk zu erlernen. Mein Vater und meine Mutter waren indeß gestorben. Es fand sich daß deren Güter übermäßig verschuldet waren. Der Graf von Toulouse übernahm sie für eine Summe, die ihm erlaubte mir noch etwas herauszuzahlen, damit ich wenigstens im Stande sei, mein geringes Erbe im Morgenlande zu erhalten. Durch Briefe war ich stets mit Klotilden in Verbindung geblieben. Wir liebten uns, ohne uns eigentlich zu kennen; wir hatten uns ja nur als Kinder gesehen. Vor ungefähr einem

Jahre erhalte ich die Nachricht, doß Klotilde sich zu der Gräfin von Champagne, die mit ihrem Gemahle bereits nach dem heiligen Lande unterweges sei, als Ehrenfräulein begeben, und mit dem ersten Fahrzeuge, das von Toulon abginge, einschiffen werde. Hier hofften wir uns wieder zu begegnen, uns endlich für immer zu vereinigen. — Heute erhalte ich einen Brief aus Famagosta, daß ‚der Falke‘, so hieß das Schiff, auf welchem sich Klotilde, ihrem letzten Briefe zufolge, einzuschiffen gesonnen war, an der Küste von Cypern mit Mann und Maus in einem heftigen Sturme untergegangen sei.“ — Das Gesicht des Templers, beim Beginne der Erzählung düster und verdrießlich, erheiterte sich gegen das Ende derselben immer mehr.

„Ein trauriger Zufall,“ sagte er nach einer Pause, „aber es scheint ein Fingerzeig des Schicksals, daß eine Liebe die sich aus den Kinderjahren, oder besser zu sagen aus kindischen Neigungen datirte, nicht bestimmt war Euch zu beglücken. Das Letzte wäre wohl ohnehin zu bezweifeln gewesen. Empfindungen dieser Art sind ihrer ruhigen sanften Natur nach, nicht geeignet das ewig unruhige, verlangende Menschen-

herz auszufüllen. Ihr mögt Euch das Leben an Klotildens Seite manchmal mit recht schönen Farben ausgemalt haben, aber es wäre noch die Frage, ob die Wirklichkeit demselben nicht eine ganz andere Färbung aufgetragen hätte. Wie Ihr sagt, habt Ihr Euch ja nur als Kinder gesehen."

„Allerdings! Aber Klotildens Bild stand stets lebhaft vor meiner Seele. Und dann, wie leidenschaftlich, mit welcher Schwärmerei hing das Mädchen an meinem Andenken! Jeder Buchstabe ihrer Briefe war ein Zeugniß einer innig liebenden Seele. Sie schien als Kind, und als ich sie verließ, ihren Jahren vorausgeeilt zu sein."

„Hin ist hin, verloren ist verloren!" sprach Ivo düster. „Blickt auf mich. Vom ersten Augenblicke meines Daseins an stand ich allein. Mich liebte Niemand. Vielleicht nicht einmal meine Mutter, der meine Geburt nach längerem Siechbette den Tod brachte. Mein Herz hängt an nichts, etwa den Ruhm ausgenommen. Weiberliebe hat mich nie gerührt. Sie ist mir aber auch" — er lachte, und sein Lachen hatte etwas Grimmiges — „eben nicht oft in den Weg getreten. Dies ist natürlich. Die Natur ver-

sagte mir das was den Weibern gefällt. Mit Euch ist es ein Anderes. Sie überschüttete Euch mit ihren Gaben, und ihr wäret ein Thor, wenn Ihr sie Euch nicht zu Nutze machen wolltet. Hier aber, an einem Hofe wo zwei Frauen, beide für Männerschönheit eben nicht unempfindlich, die Sonnen sind um die sich Alles bewegt, ist der Platz wo Ihr Euer Glück machen könnt, nein machen werdet, wenn Ihr meinen Rath durch die That unterstützt. Mein Rath aber ist, daß Ihr Eure erste Liebe vergesset, und daß Ihr bei einer zweiten mehr mit dem Kopfe, als mit dem Herzen liebet. Glaubt mir: Nur Der, welcher bei Weiberliebe sich den Kopf frei zu halten vermochte, ist durch Weiberliebe etwas geworden." —

Es war bereits Mitternacht vorüber als der Templer das Haus verließ und, dicht in seinen Mantel gehüllt, durch mehrere enge, sich bergauf windende Gäßchen wandelte, bis ihn endlich ein kleines für ihn offen gehaltenes Pförtchen des Tempelhofes aufnahm. —

Am frühen Morgen des folgenden Tages saß die Prinzessin Sybille an einem offenen Fenster ihres Zimmers, vor dem eine Straße vorbeilief, die nach der Area des Tempels führte. Die Fürstin war eine

der schönsten Frauen ihrer Zeit. Die vollendeten Formen ihres Körpers wurden nur durch den Glanz ihres Auges, ihres Haares und die Rosen der Wangen übertroffen. Der Ausdruck ihrer Züge deutete auf Sinn für Lebensgenuß, und allerdings ward ihr dieser in hohem Maße zugeschrieben. Der Ruf beschuldigte Sybillen daß sie, den Männern im Allgemeinen nicht abgeneigt, schon bei dem Leben ihres Gemahls, allerlei Liebesabentheuer gehabt habe, und auch als Wittwe sich nicht unempfindlich für Männerschönheit zeige. Bei Alledem wußte man nichts Bestimmtes, was ihr zur Last gelegt werden konnte, zu bezeichnen, nur war so viel gewiß, daß die Fürstin, von Natur lebhaft und sich leicht von dem Moment fortreißen lassend, weniger als sie sollte auf die hohe Stellung, die sie inne hatte, Rücksicht nahm. Dies sollte, so behauptete man wenigstens, der Grund sein, warum auch König Balduin mehr als bisher, eine Wiederverheirathung der Schwester betrieb. Früher hatte man das Gegentheil vorausgesetzt, denn eine Neigung, trotz seiner Kränklichkeit Alles selbst zu bestimmen und zu leiten, eine Art Eifersucht gegen Jeden, dessen Thatkraft dem königlichen Ansehen Eintrag thun könnte, mithin ein

Widerwille gegen einen Schwestermann, den er jedenfalls eine Art Ansehen oder Macht zugestehen mußte, gehörte zu den Schwächen des sonst viele gute Eigenschaften besitzenden Fürsten. —

Wie es schien, erwartete die Prinzessin Jemand, denn sie blickte fortwährend aus dem Fenster, oder nach der Thür, bis plötzlich der Templer Ivo gemeldet ward.

„Endlich kommt Ihr!“ rief sie dem Eintretenden zu, ihm zugleich die üppige, volle, weiße Hand wie zum Gruße entgegenstreckend.

„Ich denke, Madame,“ sagte Ivo, indem er das Knie beugte und die Hand der Fürstin küßte, „daß der Meister mir den Bruch des Ordensgelübdes, indem ich die schönste Hand im ganzen Morgenlande an die Lippen drücke, um so eher vergeben muß, als er allein Schuld ist, daß ich mich nicht früher einfand.“

„‚Halb geistlich, halb weltlich, und treulos wie ein Templer!‘ Heißt nicht so das Sprüchwort?“ versetzte die Prinzessin, indem sie ihm lachend und muthwillig auf die Hand schlug. „Ich möchte Euch aber lieber halb Templer halb Saracene nennen, und

weiß auch nicht, ob ich Euch auch nur halb trauen darf."

„Laßt lieber den halben Templer weg," sprach Ivo in den Scherz eingehend, „und haltet mich für einen ganzen Saracenen, in der Bewunderung weiblicher Schönheit, vor Allem aber ganz für Euren treuesten Diener."

„Nun, was habt Ihr bei Eurem Meister ausgerichtet?" fragte die Fürstin, indem ihre Miene ernster ward.

„Alles und nichts, Madame;" erwiederte Ivo. „Er will Eure Ansprüche unterstützen, sobald sich Jemand als Vertheidiger derselben erhebt, aber er will nicht zuerst als dieser auftreten, weil er, wie er sagt, dem Orden, dem die Barone feindlich gesinnt sind, dadurch nur noch mehrere und erbitterte Feinde zuziehen würde."

„Gerade so spricht Roger du Moulin, und es ist wunderbar, wie Tempel- und Johannitermeister, wie beide Orden, die sich sonst so von Herzem hassen, in meiner Sache so einverstanden sind!" rief unwillig die Fürstin. „Es ist also beschlossene Sache, ich soll an den Meistbietenden verschachert werden."

„Das verhüte Gott!“ rief Ivo. „Dann müßte im ganzen Orient kein Herz für Schönheit und Liebe schlagen. Es kann nicht fehlen, es muß sich Jemand finden, der Euch seinen Arm anbietet, und ist dies der Fall, dann finden sich Mehrere, und endlich versprochenermaßen Kirche und beide Orden.“

„So wißt Ihr vielleicht Jemand? — Ich bitte Euch, Ritter, seid nur ein einziges Mal offen, nicht so geheimnißvoll, wie es stets Eure Art ist.“

„Ich weiß Niemand, Madame, von dem ich es mit Gewißheit voraussetzen könnte;“ sagte Ivo ruhig. „Dennoch, meine ich, kann Euch ein Vertheidiger Eurer Rechte nicht fehlen, wenn Ihr einmal auf meinen frühern Vorschlag nicht zurückkommen wollet.“

„Sagt mir nur, Ritter Ivo, wie Ihr auf den rasenden Gedanken gekommen seid, daß ich dem Fürsten Adel, dem Bruder des Sultans, als Weib die Hand reichen soll!“ rief Sybille unwillig. „Der König, die Kirche, die Barone, die Orden, Alle würden sich widersetzen, wenn ich auch närrisch genug wäre, mich für meine Lebenszeit in das Frauengemach eines Saracenenfürsten einsperren zu lassen.“

„Der König — ja;“ erwiederte Ivo kalt. „Er

würde sich nicht zu der Größe des Gedankens erheben können. Die Kirche müßte — natürlich schon der Form wegen — protestiren. Der Adel wäre halb für, halb gegen die Sache. Der vernünftige Theil, den Grafen von Tripolis, so wie alle Ruheliebenden und Reichen an der Spitze, wäre dafür, die Verschwender und Beutelustigen, mit Rainald von Chatillon, natürlich dagegen. Tempel und Hospital protestirten öffentlich, und unterstützten Euch heimlich."

„Und wenn Alle ‚Ja'! sagten, so spräche ich ‚Nein'!" rief Sybille. „Komme was da komme! Zum zweiten Male lasse ich mich nicht verhandeln. — Aber seht einmal, Ivo!" setzte die Prinzessin rasch hinzu. „Wer ist der schöne junge Mann, der eben vorbei reitet? — Ich entsinne mich, ihn bereits ein paar Mal am Hofe, doch immer nur in der Entfernung, gesehen zu haben."

„Kennt Ihr ihn nicht, Madame?" sprach der Templer mit dem gleichgültigsten Tone. „Dennoch ist er einer Eurer größten Bewunderer, ja seine Begeisterung für Euch ist so zu sagen sprichwörtlich geworden. Ich wette, auch in diesem Augenblicke führt ihn blos der Wunsch Euch zu sehen dieses Weges."

„Und sein Name?“ fragte die Fürstin lebhaft.

„Guido von Lusignan, der Sohn Hugo's des Braunen. Er gilt für den schönsten Mann im Heere, und ist dabei von großer Tapferkeit und guten Geistesgaben. Die letztern entdeckt man erst bei näherer Bekanntschaft, denn eine übermäßige Bescheidenheit, die ich fast Schüchternheit nennen möchte, hindert ihn sich einem Fremden mitzutheilen.“

„Diese hat ihn wohl auch stets gehindert sich mir zu nahen;“ versetzte Sybille mit lebhaftem Antheil. „Der junge Mann fiel mir auf wegen seiner ausgezeichneten Schönheit.“

„Er hat eine Menge Vorzüge, die ihn vor allen unsern jungen Herren auszeichnen, Reichthum ausgenommen;“ sagte Ivo, doch in einem Tone, als ob er von einer ihm völlig gleichgültigen Person spräche. „Seine Verehrung für Euch hat ihm bereits allerhand Neckereien von Seiten unserer jungen Rittersleute zugezogen, und erst neulich war ich dabei, als einige lustige Kumpane ihn so in Harnisch brachten, daß er seinen Handschuh mitten in den Saal warf und mit Jedem eine Lanze brechen wollte,

der da behaupten würde, daß irgend eine Frau im ganzen Morgenlande die Prinzessin Sybille an Schönheit überträfe.“

„Geht! Geht! Ihr wollt mir da etwas aufheften;“ rief die Fürstin, aber die Art wie sie dies sagte, zeigte nicht von Ungläubigkeit. — „Bei Alledem,“ sprach die Fürstin lachend, „will ich mir einen Scherz mit dem jungen Manne machen; ich will ihn nächstens anreden, und das wird ihn in Verlegenheit bringen. — Doch jetzt zu etwas Ernstem. Was räth mir der Tempelmeister, wenn man sich einigen und mir Jemand bestimmt als Gatten aufdringen wollte?“

„Bedenkzeit zu verlangen, wie es das Herkommen fordert, und zwar — um Zeit zu gewinnen;“ versetzte Ivo achselzuckend. „Ich meine indeß, dies heißt Zeit — verlieren.“

„Und Euer Rath?“ fragte Sybille den Ritter fixirend.

„Ich habe bei Euer Gnaden kein Glück im Rathgeben;“ versetzte Ivo frostig. „Meinen ersten Vorschlag nanntet Ihr rasend, einen zweiten würdet Ihr abgeschmackt nennen.“

„O, ich bitte Euch!“ sprach die Prinzessin verdrießlich. „Jetzt ist es nicht an der Zeit, den Beleidigten zu spielen.“

„In der That, gnädige Frau,“ erwiederte Ivo kalt. „Der Rath, den ich Euch gab, schien mir der einzig mögliche, folglich der beste.“

„Kein Wort mehr von einer Verbindung mit dem Saracenenfürsten!“ rief Sybille heftig. „Denkt auf etwas Anderes; was es immer sei, ich will es thun. — Wahrhaftig,“ setzte sie nach einer Pause halb verdrießlich, halb muthwillig hinzu, „da der berechnende Gerhard von Riderfort, und sein schlauer Vertrauter, rathlos scheinen, so möchte man wünschen, daß die Alte von Endor noch lebte, und die Tagereise bis dahin sollte mich nicht reuen, sie um Rath zu fragen!“

„Das können Euer Gnaden näher haben!“ sagte Ivo lächelnd, und wie in den Scherz eingehend. „Draußen am Abhange des ‚Berges des bösen Rathes‘ wohnt ein Anachoret, der der Hexe von Endor den Rang streitig macht, und zwar o h n e die alten Judenkönige aus den Gräbern zu rufen.“

„Habt Ihr auch von dem Menschen reden hö-

ren?" fragte Sybille neugierig. „Die Gräfinnen von Champagne und von Courtenay erzählten mir Wunderdinge. Ich habe sie geneckt, daß sie sich so zum Besten haben und von einem Betrüger auslachen ließen."

„Euer Gnaden haben Unrecht gethan;" sprach Ivo mit Bestimmtheit und Kälte. „Der Mann ist kein Betrüger."

„Wie?" rief die Prinzessin vor Erstaunen die Hände zusammenschlagend. „Wäre es möglich! Ivo der Niemandem vertraut, der Templer, dessen Orden — so sagen wenigstens die Leute — selbst den Lehren der Kirche nicht Glauben schenkt, vertraut einem wahrsagenden Betrüger?"

„Ich vertraue," sagte Ivo kalt, „als Mensch und als Templer auf das, wovon ich Beweise habe, und von dem Wissen dieses Mannes habe ich sie erhalten."

„In der That? Ihr habt ihn befragt?" rief die Prinzessin mit dem Ausdrucke höchster Neugier.

„Allerdings!" erwiederte Ivo ruhig. „Ich frug ihn, jedoch nur um Vergangenes. Was könnte mich auch die Zukunft kümmern! Für Den, welcher den

Mantel mit dem rothen Kreuze trägt, unter dem alle Wünsche ersterben, ist sie ja doch abgeschlossen! — Wie ich Euch einst sagte, Madame, verlor ich meine Eltern in frühester Kindheit. Immer sehnte ich mich etwas über meine Herkunft, meine Jugend zu wissen; deshalb ging ich zu jenem sonderbaren Manne. — Als ich zu ihm ging, hielt ich ihn noch für einen Betrüger, oder Wahnsinnigen, als ich zurückkam, war ich vom Gegentheil überzeugt."

„Wirklich? — Ist's möglich?" rief Sybille.

„Er sagte mir was Niemand als ich selber wissen konnte, und dies galt mir als Beweis für die Wahrheit des Uebrigen;" sprach der Ritter.

„Ivo, ich muß den Menschen kennen lernen!" rief die Prinzessin mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit. „Denkt nicht etwa, daß er mir rathen soll, was ich in meinen Angelegenheiten zu thun habe. Bewahre! Ein Rath der nicht auf die Unterstützung von hundert Lanzen gegründet ist, würde mir wenig frommen. Ich will mich überzeugen, ob die Damen die von dem Manne sprechen, und vorzüglich Ivo, der kluge Ivo, sich wirklich zum Narren halten ließen. Ich will dem Manne auch ein paar Fragen aus mei=

nem Leben vorlegen, und wenn er diese zu beantworten weiß, so will ich ihn loben! Ihr, Ritter, müßt mir den Menschen zur Stelle schaffen.“

„Nicht daran zu denken, Madame!“ rief der Templer. „Der Mann bewohnt eine Höhle, ein Grab. Dieses verläßt er niemals. Das Volk, das ihn für einen Heiligen hält, bringt ihm die Lebensmittel. Euer Gnaden müssen sich selbst zu ihm begeben.“

„Das würde Aufsehen machen;“ fiel die Prinzessin bedenklich ein.

„Natürlich verkleidet!“ sagte Ivo. „Ueberhaupt müßtet Ihr ihm nicht sagen wer Ihr seid, wenn Ihr Euch überzeugen wollet ob er ein Betrüger ist oder nicht. Da er seinen Aufenthalt nie verläßt, so ist es dann überhaupt unmöglich daß Ihr erkannt werdet; er kann Euch noch nie gesehen haben.“

„Wollet Ihr mich begleiten, Ritter?“ fragte die Prinzessin, Ivo fixirend.

„Ich würde Euer Gnaden rathen, weder mich noch irgend Jemand, den der Alte früher gesehen haben kann, zum Begleiter zu wählen;“ sprach der Templer unbefangen. „Das Beste wäre mit einer

vertrauten Dienerin, der selbst unterwegs nicht gesagt würde, was Ihr vorhättet, zu ihm zu gehen. Sein Aufenthalt ist nicht eine Viertelstunde vom Thore entfernt. Euer Gnaden können nicht fehlen. Ihr gehet zum Thore von Bethlehem hinaus, haltet Euch sogleich links und wählet den Fußsteig, der durch das Thal Dephaim führet. In der Nähe des Blutackers, oder Hackeldama, wie er wohl auch genannt wird, windet sich der Pfad den Abhang aufwärts. Dort sehet Ihr die Eingänge mehrerer Grabhöhlen. Eine der größten ist durch eine Inschrift in griechischer Sprache bezeichnet. Sie wird Euch sogleich in die Augen fallen. Dies ist die, welche der Anachoret bewohnt."

„In Wahrheit," sagte Sybille lachend, „ich hätte große Lust das Abentheuer zu bestehen. Die Damen am Hofe und in der Stadt, die mir oft dergleichen zuschreiben, obwohl ich nicht im Traume daran gedacht, und sie vorkommenden Falles weniger bedenklich wären, würden dieses, wenn es auch entdeckt würde, mir wohl verzeihen."

„Eine Entdeckung," sprach Ivo ruhig, „ist un=

möglich, wenn Ihr eine Zeit wählet wo der König beschäftigt ist, und Ihr mithin frei über die Eurige bestimmen könnt. Heute Abend zum Beispiel. Mein Meister ist zum König geladen, und Ihr dürft also keine Störung befürchten. Der Alte, von dem die Rede ist, ist ohnehin halbblind, eine Erkennung unmöglich. Eure Dienerin könntet Ihr überdies am Eingange seiner Wohnung zurücklassen."

„Ich will es mir überlegen; vielleicht thue ich es;" sagte die Prinzessin lachend. „Geschähe es auch nur um Euch und die Gräfin von Champagne, wegen Eurer Leichtgläubigkeit, foppen zu können. — Doch genug von dem Scherze! Sagt dem Tempelmeister, daß ich in der morgenden Versammlung meine Freunde würde kennen lernen. Tritt Niemand auf, meine Rechte als Frau, als Mutter des künftigen Königs, in Schutz zu nehmen, so werde ich mich selbst vor den willkürlichen Bestimmungen jenes rohen anmaßenden Adels zu schützen wissen, dann aber möge Gerhard von Riderfort sich versichert halten, daß ich für künftige Fälle bei Anliegen, die er durch mich an meinen Bruder, wie dies schon so oft der Fall gewesen, zu bringen gedenkt, meine Unterstützung nach

der, die er mir in dieser Sache gewährte, genau abmessen werde.“

„Es kann nicht fehlen, Madame! So viel Schönheit und Liebenswürdigkeit blieb noch nie ohne einen Vertheidiger;“ versetzte Ivo galant. „Tritt aber nur Einer auf, so könnt Ihr auf die Unterstützung des Tempels rechnen. Der Orden des Hospitals, so unzuverläßig Roger du Moulin auch sein mag, und so bitter er uns haßt, wird sich anschließen sobald der Anstoß gegeben ist.“

Nach nur noch kurzem Gespräch entließ die Fürstin den Ritter. —

Es war am Abend des nämlichen Tages, als zwei Frauen, dicht in den weiß und grau gestreiften arabischen Mantel bis über das Haupt verhüllt, aus dem ‚Thore des Vielgeliebten‘ (Bab el Chalil), welches nach Bethlehem führt, heraustraten, und dicht am Abhange der Stadtmauer den Fußsteig einschlugen, der in das Thal Rephaim, oder wie es auch wohl sonst genannt ward, ‚das Thal der Leichen‘ führt. Die Felswand zur Linken, auf welcher sich die Stadtmauer fortzieht, war so steil und hoch daß man von unten aus weder etwas von der Stadt erblicken,

noch von dort aus gesehen werden konnte. Ueberdies hielten sich die beiden Wandernden meist im Schatten der, in dem Thale hin und wieder zerstreut stehenden Oelbäume. Es war eine Todtenstille rings umher. Kein Vogel zwitscherte, keine Grille zirpte, nur von ferne tönte der Hufschlag der Rosse einiger Reiter, die von der Höhe des Gihon her den Weg nach der Stadt trabten. Die Frauen hatten eben den ‚untern Teich', ein von kolossalen Blöcken zur Zeit der jüdischen Herrschaft erbautes, indeß später fast stets trocken liegendes Bassin, erreicht, als Eine von beiden die Andere am Arm faßte und ihr in's Ohr zischelte:

„Dort, gnädige Frau, die röthliche Anhöhe, die sich so allgemach aufwärts zieht, und auf der Ihr das lange viereckige Haus seht, welches eine Höhle deckt, in der die Pilger begraben werden, ist Hakeldama."

„Und jene Löcher im Felsen zur Seite sind die Höhlengräber?" versetzte die Andere, indem sie den verhüllenden Schleier vom Gesicht zog, und nun die Züge Sybillens zum Vorschein kamen. — „Bleibe hier, Isolde;" setzte sie nach kurzem Besinnen hinzu. „Er-

warte meine Rückkehr unter jenem Oelbaum, ich will mich allein hinbegeben."

Von Neuem das Gesicht verhüllend, schritt die Fürstin rasch das Thal entlang, und wandte sich dann rechts gegen den Berg, der steil und immer steiler sich erhob, und der gewöhnlich mit dem Namen „Berg des bösen Rathes" bezeichnet wird. Noch beschienen die letzten Sonnenstrahlen mit ihrem Purpurlicht die Ruinen des „Landhauses des Kaiphas", aber in der Tiefe des Thales begann bereits die Dämmerung einzutreten. Die Fürstin näherte sich der Felswand, wo zum Theil von Cercis- und Arbutusgesträuch überwachsen, mehrere viereckige, niedrige Höhleneingänge, wie eben so viel gähnende Rachen, sich öffneten. Die Gräber waren zum Theil am Fuße des Felsen neben einander, hin und wieder indeß auch in der Höhe, angebracht, einige aber halb verschüttet. Eines davon zeichnete sich durch die Weite des Eingangs, und durch eine griechische Inschrift aus. Sie lautete: „Muema tes hagias Sion" (Grabmal des heiligen Zion). — Wie es schien deutete dieselbe auf den Umstand, daß die Gräber dem eben genannten Berge gerade gegenüber lagen.

Der Schritt Sybillens schien sich, so wie sie nä-
her kam, immer mehr zu verkürzen, sie blieb einige
Mal wie unschlüssig oder nachdenkend stehen, doch
plötzlich hüllte sie sich dichter in den Mantel und
ging rasch auf das Grabmal zu. Noch war sie
einige Schritte vom Eingange entfernt, als eine son-
derbare Figur heraustrat. Es war ein Greis, bar-
füßig, und in einen Anzug von Thierfellen gekleidet.
Er war so mager, daß die Haut über die Knochen
eines Skeletts gespannt schien. Seine Augen schie-
nen beinahe gänzlich erloschen. Die wenigen Haare,
die sich um den halbnackten Schädel ringelten, wa-
ren verworren, und dies, so wie der Anzug und
die orientalischen, einen Ausdruck von Wildheit tra-
genden Züge, gaben dem Manne das Ansehen eines
Wahnsinnigen. Er betrachtete Sybillen fast eine
Minute lang ohne ein Wort zu sprechen, und die
Prinzessin war von dem Anblick gleichfalls so betrof-
fen, daß auch sie nicht ein Wort hervorbringen
konnte. Endlich schien der Letztern die Fassung wie-
derzukehren, und sie sagte, indem sie die Hand des
Alten zu ergreifen suchte:

„Verzeiht, frommer Vater, daß eine Frau ge-

geringen Standes zu so ungewöhnlicher Stunde —"

Der Alte unterbrach sie sogleich:

„Was führt die Fürstin zur Nachtzeit zu dem Bewohner der Gräber?" fragte er mit hohler Stimme.

Sybille war wie vom Blitze getroffen. Es wäre ihr nicht möglich gewesen nur einen Laut hervorzubringen, so sehr war sie betroffen sich erkannt zu sehen. Wie es schien bedurfte der Alte keiner Antwort.

„Ihr kamet," sagte er hart, „um mich zu prüfen und mein zu spotten, wenn ich in der Prüfung nicht bestände. — Nun so fragt doch, Fürstin, nennt mir was ich aus Eurer Vergangenheit Euch mittheilen soll, und seid versichert, daß Ihr das, was Euer Gewissen Euch in trüben Stunden zuflüstert, laut ausgesprochen hören werdet; dann gehet, Fürstin, und lachet des Grabbewohners beim Klange der Pfeifen und Cymbeln in Euren glänzenden Sälen."

Sybille war von dieser unerwarteten Anrede so überrascht, oder vielmehr so erschrocken, daß es ihr nicht möglich gewesen wäre, an den grausenhaften

Redner nur die geringste Frage zu richten und sie sich weit von dannen wünschte.

„Nun?“ fuhr er nach einer Pause mit der vorigen Härte fort. „Beginnt Eure Prüfung, und dann lacht mit Euren Schranzen über den Wahnsinnigen oder den Betrüger.“

„Verzeihe, Vater!“ erwiederte die Prinzessin stammelnd. „Wenn Du in den Herzen der Menschen lesen kannst, so wirst Du auch wissen, daß ich vorhatte, mir Deinen Rath —“

„Rath?“ unterbrach sie höhnisch der Anachoret. „Habt Ihr an dem Rathe der Templer, der Hospitaliter und des Legaten noch nicht genug? Wollt Ihr vielleicht von mir erfahren, ob Ihr gut thätet den Sultan Adel, oder einen andern Verwandten Saladins zu heirathen? Und hat die Fürstin Sybille schon jemals gutem Rathe gefolgt?“

Die Ueberraschung, oder vielmehr das Entsetzen, daß einem Fremden eine Verhandlung bekannt war, welche sie vor Jedermann verborgen glaubte, und die, wenn sie bekannt ward, viel Verdruß erregen konnte, erschütterte die Prinzessin auf's Aeußerste.

„Mensch,“ sagte sie ungemein ergriffen und mit

zitterndem Tone, „wer Du auch bist, ein Heiliger, oder der Priester eines Dämons, da Du Alles weißt, so weißt Du auch daß ich in Noth bin, und eines Rathes dringend bedarf. Rathe mir, was ich in der Angelegenheit, die mich bedrängt, thun soll, und es soll geschehen; nur das Weib eines Saracenen werde ich nicht.“

„Die Natur des Schwachen fordert, daß er sich an den Starken anschließe. Ihr seid schwach, und der Starke wird sich finden;“ versetzte der Greis weniger rauh.

„Man wird mir nicht Zeit lassen, man wird mich — vielleicht schon morgen — drängen einen Gatten zu wählen. Was soll ich thun?“

„Wählt Euren Beschützer;“ entgegnete der Alte.

„Wird man es aber gestatten?“ fragte Sybille.

„Die Liebe ist stark, sie blickt nicht rechts noch links, und triumphirt am Ende;“ sagte Jener fest. — „Sybille,“ setzte er nach einer Pause hinzu, „Eure erste Ehe war unglücklich, die zweite würde Euch in's Verderben stürzen, wenn Euch nicht die Hand der Liebe geleitete.“

„So meinst Du,“ sagte die Fürstin lebhaft, „ich solle bei meiner Wahl nur mein Herz zu Rathe ziehen?“

„Wählt den der Euch liebt, diese Wahl wird die beste sein;“ erwiederte zögernd der Greis. — „Ihr habt,“ setzte er nach einer Weile in dem frühern harten und bittern Tone hinzu, „zwar nicht die Alte von Endor befragt, und ich Euch nicht den Schatten Samuels heraufgerufen, haltet Euch indeß versichert, daß wenn Ihr, wie es in Eurer Art ist nicht auf weisen Rath höret, Ihr die Folgen tragen werdet.“

Der Anachoret machte bei den letzten Worten eine Bewegung mit der Hand, welche anzudeuten schien, daß er die Unterredung abgebrochen zu sehen wünschte, und Sybille, betroffen über die Weise wie er der Seherin erwähnte und eine dunkle Drohung daran knüpfte, begab sich nach einigen Dankesworten auf den Rückweg. — —

Der folgende Morgen fand Jerusalem in großer Unruhe. Ueberall, in der Nähe der königlichen Burg, auf dem Platze vor dem Thurme der Pisamo, dem alten Psephinos, im Burghause der Templer, sah

man Gewappnete, ja Roger du Moulin musterte seine Ordensmacht so geräuschvoll in der Nähe der Grabeskirche, an welche die Wohnung der Hospitaliter stieß, er ließ selbst während des Gottesdienstes so laut die Heerpauken schlagen, daß der Patriarch, mit dem der Meister des Hospitals ohnehin in stetem Zwist lebte, sich beim Könige beschwerte. Um Mittag begann die Rathsversammlung in der großen Halle der Königsburg. Alle Fürsten und Barone des Reichs waren zugegen. Die Gräfin Agnes und die Prinzessin Sybille waren noch nicht anwesend. Der König wollte die Letztere erst dann in die Versammlung rufen lassen, wenn man zu einem festen Beschlusse gekommen sei, um nun auch die Meinung der Fürstin vernehmen zu können. Die Versammlung war so zahlreich, daß der weite Saal die Anwesenden nicht alle zu fassen im Stande war, da die Fürsten und die Großmeister beider Orden noch einige Begleiter mitgebracht hatten. Ivo war in dem Gefolge Gerhards von Riderfort, eines alten, listig aussehenden Mannes gekommen; Guido hatte sich auf den Rath seines Freundes, des Templers, mit mehreren jüngern Männern, den Rittern des Königs,

die um den Thron gruppirt waren, angeschlossen, und dieser Umstand ihm einen freundlichen Blick Balduins zugezogen. An der Gruppirung der Anwesenden konnte man ihre Sympathien oder Abneigungen errathen. In der Nähe des Throns, welchen der König, ein schöner aber todtenbleicher junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, einnahm, befanden sich, außer dem Hofstaat, der Legat Heraclius, mehrere Bischöfe, die Templer, und eine Anzahl jüngerer Ritter, die nach dem Morgenlande gekommen waren, ihr Glück zu machen. Von ihnen abgesondert standen, von Kopf bis zum Fuße gerüstet, die Barone, den Fürsten von Sidon, Balian von Ibelin, den Bruder des letzten, den Herrn von Ramla, so wie Rainald von Chatillon, einen sonnverbrannten, wild aussehenden Alten, an der Spitze. Zwischen beiden sich ziemlich feindlich anblickenden Partheien, befanden sich einige wenige Männer, aber sie waren es, welche ein besonderes Gewicht in die Waagschale der Parthei, welcher sie sich zuneigten, zu werfen im Stande waren. Einer derselben war der Graf Raimund von Tripolis. Er galt für tapfer, mächtig und äußerst klug, dagegen war die eifersüchtige Abneigung des

Königs gegen ihn allgemein bekannt. Nur selten kam er nach Jerusalem, und auch heute trug er zum Zeichen, daß er eigentlich nur zur Feier des bevorstehenden Osterfestes nach der heiligen Stadt komme, ein kleines Pilgermäntelchen über der Rüstung. Ihm zur Seite stand Boemund von Antiochien, ein gleichfalls sehr mächtiger Mann. Wie man sagte kam er nach Jerusalem, weil er sich in ein Mädchen niederer Abkunft verliebt hatte, und seine Gemahlin Theodora, die Nichte des griechischen Kaisers, zu verstoßen gedachte, um sich mit Jener vermählen zu können. Um zu seinem Zwecke zu gelangen, bedurfte er die Unterstützung des Königs und des Legaten. Roger du Moulin mit den Rittern des Hospitals hielt sich gleichfalls abgesondert. Seinem ungemessenen Stolze gefiel es stets wo möglich: „Nein" zu sagen, wo Andere: „Ja" gesagt hatten, und so wählte er diese Stellung, um seinen Widerspruch da, wo er am meisten mißfallen könnte, besonders bei der Meinung der Templer, die er von Herzen haßte, oder bei der des Patriarchen anzubringen.

So wie die Anwesenden versammelt waren, eröffnete der Kanzler Milo von Plancy ihnen im

Namen des Königs, daß in Beziehung auf das zarte Alter des präsumtiven Thronfolgers, so wie die Kränklichkeit des jungen Prinzen und des Königs, der Letztere von mehreren der Fürsten und Herren angegangen worden sei, seine Schwester, die Mutter des Thronfolgers, zu veranlassen, zu einer neuen Ehe zu schreiten, damit die Krone des heiligen Landes dem regierenden Hause gesichert bleibe. „Der Monarch," fuhr der Redner fort, „erkenne die gute Meinung und hege selbst gleiche Ansichten, doch wolle er, ehe er etwas in dieser Angelegenheit bestimme, zuvor die Bemerkungen seiner getreuen Lehnsleute und Vasallen nochmals vernehmen, und er fordere sie deshalb auf, frei ihre Meinungen zu äußern."

Die Rede Milo's, obwohl er als der Rathgeber der Gräfin Agnes den Meisten äußerst verhaßt, und als ein Mann voll Intriguensucht bekannt war, wurde von den Anwesenden unter allgemeinem Beifallsgemurmel angehört, da Jeder den Wunsch, daß Sybille sich vermählen möchte, theilte. Um so veränderter erschien die Stimmung, als man zu erörtern begann: „Ob es für das Reich vortheilhafter sei, wenn die Prinzessin einen auswärtigen

Fürsten, oder einen der unverheiratheten mächtigen Barone wähle?' In der That war dies ein Punkt von der höchsten Wichtigkeit. Die Krankheit des Königs hatte fortwährend zugenommen, sein vielleicht binnen Jahresfrist schon zu erwartender Tod stand in Aussicht, der Thronfolger war ein vierjähriger Knabe und gleichfalls kränklich, die Hand Sybillens konnte allein ein unbestrittenes Recht auf die Staatsverwaltung geben, mit dieser erhielt der Gewählte vielleicht einst die Krone selbst. Es bedurfte kaum so vieler Gründe, um die größte Veranlassung zu Einleitung der verschiedensten Pläne zu geben. Ein großer Theil des Adels wünschte einem auswärtigen Fürsten die Hand Sybillens zuzuwenden, weil er solche Niemandem aus seiner Mitte vergönnen mochte; auch der König neigte sich solcher Ansicht zu, er scheute die Anmaßung eines stolzen Vasallen, die dadurch nur noch mehr bestärkt werden würde. Raimund von Tripolis, dem dadurch die bis jetzt in Händen gehabte Macht als Stellvertreter des Königs geraubt wurde, war gleichfalls dagegen, sie an Jemand, der unter ihm stand, zu überlassen. Balian von Ibelin, Rainald Garnier Fürst von Sidon, Joscelin von

Courtenay, Balduin von Rama, Alle mehr oder minder mit einander verschwägert, und der Erste sogar seit Kurzem mit der verwittweten Königin Maria, der zweiten Gemahlin Amalrichs vermählt, unstreitig die mächtigste Adelsfamilie im ganzen Morgenlande, wünschten dagegen daß sich Sybille ihren Gatten aus den Reichen des Adels wähle, und glaubten dann sicher zu sein, daß die Wahl auf einen der Ihrigen fallen würde. Sie hatten der Fürstin gegen Zusicherung der letztern Bedingung auch bereits ihre Unterstützung antragen lassen, und es war kein Zweifel, daß sie im Stande gewesen wären, im Nothfall solche selbst gegen den Willen des Königs durchzusetzen, wenn sie Sybillens Zustimmung erhalten hätten. Hatte zu Anfang die Berathung mit dem Anschein von Ruhe begonnen, so ward sie jetzt äußerst stürmisch, sobald die Partheiinteressen in Frage kamen. Die Männer der Kirche, besonders der Bischof Wilhelm von Tyrus, so wie der von Cäsarea, stellten die Ansicht auf, daß die Wahl eines auswärtigen Fürsten, schon wegen der Unterstützung der heiligen Sache, für die man streite, und bei der man die Theilnahme des Abendlandes nicht entbehren könne, wünschens-

werth sei. Mit Hohn entgegnete Balian von Ibelin, daß man von dort nichts leichter als schöne Versprechungen, nichts schwerer als wirklichen Beistand, erhalten könne. Dadurch gereizt entgegnete der Graf von Champagne, daß wenn man dort so genau als an Ort und Stelle die Lage der Dinge im Morgenlande kennte, man selbst mit Versprechungen, die doch am Ende gehalten werden müßten, weniger schnell bei der Hand sein würde, und er gab nicht undeutlich zu verstehen, daß die von dem Grafen von Flandern empfohlenen Bewerber, die Söhne Roberts von Bethune (gewöhnlich ‚Advocatus de Bethune' genannt), nach Kenntniß des Standes der Sachen, eben nicht allzueifrig sich in ihren Bewerbungen gezeigt hätten. Daß sich die Animosität nur um so mehr steigerte, als solche Bemerkungen gefallen waren, läßt sich leicht ermessen, und bei der Derbheit der damaligen Sitten, that auch selbst die Gegenwart des Königs, der übrigens die Zwietracht unter den Vasallen nicht ungern sah, der Heftigkeit der Berathung, die zuletzt in wildes Gezänk ausartete, keinen Eintrag. Ein Lärm unglaublicher Art brach jetzt los. Der Legat Heraclius wollte ihn durch sein Ansehen be-

schwichtigen, aber Balduin von Rama sagte ihm trocken, daß sein Lebenswandel ihn nicht berechtige, hier so keck das Wort zu führen. Der Graf von Tripolis suchte zwar den Zornigen zu beschwichtigen, und die Partheien zu ruhigerer Berathung zu stimmen, aber der Großmeister der Templer, der ihn bitter haßte, weil er eigentlich seinetwegen den Ordensmantel genommen hatte, da ihm der Graf früher bei seinen Bewerbungen um die Erbin von Butron im Wege stand, murmelte, düster und Jenem hörbar, vor sich hin: ‚Der Wolfspelz scheint doch überall durch!‘ und dies verstimmte den Grafen dergestalt, daß er augenblicklich seine Rede unterbrach. Durch Auftritte dieser Art ward die Berathung zuletzt zu einem wüsten Toben. Der Klerus drohte mit Kirchenstrafen, der Adel mit Gewalt des Schwertes. Roger du Moulin blickte verächtlich, Gerhard von Riderfort höhnisch in dies Treiben, und Rainald von Chatillon, der, trotz seiner Stentorstimme, nicht zum Sprechen gelangen konnte, biß vor Wuth in seinen Mantel. Während der Tumult so den höchsten Gipfel erreichte, sendete der König nach den Fürstinnen. Er sah ein, daß man, dem Anscheine nach,

zu keinem Resultate gelange, und hoffte daß die Gegenwart der Damen die Streitenden mehr in Schranken halten werde. Milo von Plancy verkündete zugleich laut, daß der König beschlossen habe, der Prinzessin Sybille in Gegenwart der Barone mitzutheilen, welche Ansichten von den verschiedenen Partheien aufgestellt worden seien, und die Fürstin aufzufordern solche zu erwägen. Eben hatte der Sprechende geendet, als Ivo bedeutungsvoll Guido anblickte. Sogleich trat dieser mit einer tiefen Verbeugung vor den Thron des Königs, und bat um die Gunst, in seinem und dem Namen mehrerer Mitglieder der Ritterschaft, einige Bemerkungen zu machen. Die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich sofort auf den Jüngling. Jedermann erwartete etwas ganz Besonderes, indem sich Niemand die Kühnheit erklären konnte, mit der ein junger, für ziemlich unbedeutend gehaltener Rittersmann, sich getraute einer bereits völlig gescheiterten Verhandlung eine andere Wendung geben zu wollen. Alles ward still, und die Neugier spannte sich immer mehr. In einem Vortrage der gut geordnet war, an dem aber Ivo wohl den meisten Theil haben mochte, gab Guido die große

Bedeutung der Vermählung der Prinzessin zu, aber er bestritt sowohl den auswärtigen Fürsten, wie dem Adel des Reichs das Recht, darauf einzuwirken, und zeigte daß dies nur zu Zwietracht und Verwirrung führe. Niemand als der König und die Prinzessin selbst, behauptete er, hätten das Recht über diesen Punkt zu entscheiden, und er bewies aus Beispielen, welcher Nachtheil in frühern Jahren, durch Eingriffe der Partheien, für das Reich entstanden wären. Außerdem, sagte er, stünden die Ansichten und die auf solche gegründeten unausgesprochenen Erwartungen, die überdies von Jedem gekannt seien, sich so entgegen, daß es vollkommen unmöglich sei, sich über die Sache zu vereinigen. —

Dies Argument war unstreitig das schlagendste von Allen. Jeder sah es nur allzugut ein, Jeder wußte was die eigene oder die Gegenparthei beabsichtige, aber Niemand wagte auszusprechen was der junge Mann so unbefangen äußerte. Gleichfalls leuchtete den Meisten ein, daß der einzige Ausweg aus dem Labyrinthe nur der sein könnte, den Guido eben vorschlug, nämlich: Alles dem Könige und der Prinzessin allein zu überlassen. Dieser Vorschlag

wurde noch acceptabler, als Jeder sich Rechnung machte, durch heimliche Einwirkung zu erlangen, was seinem öffentlichen Dringen versagt blieb. Nachdem die Versammlung den jungen Mann bis dahin ruhig angehört, beeiferte sich Guido auseinander zu setzen, daß die Prinzessin auch als Frau unveräußerliche Rechte habe, die Niemand beeinträchtigen dürfe. Seine Rede schwang sich dabei bis zu einer Art Begeisterung auf, die sich noch steigerte, als er bemerkte daß die Prinzessin und die Gräfin Agnes eben in die Versammlung getreten waren. Je mehr Guido sprach, je feuriger, je ergreifender war seine Rede, und nicht nur die Worte, sondern selbst die außerordentliche Schönheit des jungen Redners machten auf die Versammelten einen großen Eindruck. Am meisten indeß ward Sybille selbst davon ergriffen. Sie war unwillkührlich am Eingange des Saals stehen geblieben, und wendete kein Auge von dem Sprecher, der ihre Sache so glühend vertheidigte. Jetzt in höchster Ekstase streckte Guido seine Hand gegen die Prinzessin aus.

„Blickt dorthin, Messires!" rief er begeistert. „Können so viel Anmuth, so viel Liebenswürdigkeit,

so viel Schönheit, der Gegenstand kalter Männerberathungen sein? Welchen Vorzug gäbe es, sei es Macht, sei es Geld, um Güter aufzuwiegen, die nicht erworben, nur verschenkt werden können, und die den Besitzer jener schönen Hand, jenes edlen Herzens, einem König gleich stellen würden, wenn auch diese Stirn kein Diadem umschlösse! — Ihr seid Ritter, Ihr seid französischer Abkunft! Gäbe es Einen unter uns, der beiden Eigenschaften so untreu werden könnte, um die Huldigungen zu vergessen, die er der Schönheit, und dem Adel der Frauen, schuldig ist?" —

Ein Beifallssturm brach unter der jungen, anwesenden Ritterschaft los, als Guido geendet hatte, und auch die unter den Baronen, die ihm am liebsten das Schwert durch den Leib gerannt hätten, stimmten ein, da sie in der Nähe Sybillens standen, und diese auf solche Weise für ihre Pläne geneigt zu machen dachten.

So wie Guido geendet hatte, näherte sich Sybille dem Throne, und dort mit der Gräfin Agnes zur Linken des Königs Platz nehmend, sagte sie, einen freundlichen Blick auf Guido werfend, daß sie den

ganzen Werth der Vertheidigung ihrer Rechte erkenne, daß sie jedoch auch die Richtigkeit der Bemerkungen der Barone, daß sie den Wittwenschleier der Wohlfahrt des Reiches zum Opfer bringen müsse, einsehe. Sie habe demzufolge sowohl die Auszeichnung, daß mehrere der auswärtigen Fürsten um ihre Hand geworben, wie die Vorzüge und Verdienste der Barone, dieser Säulen, auf welche sich der Thron des heiligen Landes stütze, wohl erwogen, und werde ihre Wünsche in diesen Beziehungen nächster Tage der Weisheit des Königs zur Erwägung und Entscheidung vorlegen.

So wie der König die Versammlung entließ, und sich in Begleitung der Prinzessin und der Gräfin Agnes in seine Gemächer zurückzog, richtete Erstere nochmals ihre Blicke auf Guido. Die schönen feurigen Augen ruheten so lange und so ausdrucksvoll auf dem Jünglinge, daß dieser betroffen die seinigen zu Boden schlug und sie erst wieder erhob, als Sybille bereits die Halle verlassen hatte. —

„Seht mich an!" rief Ivo lachend, als er am Abende desselben Tages zu Guido in's Zimmer trat. „Sehe ich aus wie ein Liebesbote? Und doch bin

ich einer. Maschallah! — würde Boemund sagen, welcher in Antiochien immer mehr zum Saracenen wird, — Euer Glück ist im Steigen! Ja, ja, seht mich nur immer mit Verwunderung an! Ihr seid ein Glückskind, seid geliebt, von einer Fürstin geliebt, und auf Euch kommt es nun an, das Eisen zu schmieden weil es glüht!"

„Wie? Sollte Sybille wirklich — Nein, es ist nicht möglich!" rief Guido lebhaft und auf's Höchste überrascht.

„Soll ich es Euch etwa, wie Rainald von Chatillon, bei Gottes Helmmütze beschwören?" rief Ivo. „Ich bin von der Prinzessin beauftragt Euch zu ihr einzuladen, damit sie für das edle Feuer, womit Ihr ihre Sache geführt, — denkt nur! so lauteten ihre Worte, — Euch persönlich danken könne."

„Und darauf gründet Ihr Eure Meinung? Dies ist Alles?" sagte Guido etwas enttäuscht.

„Was?" rief Ivo. „Ist dies nicht genug? — Nun wahrhaftig, junger Herr, Ihr wißt Euren Werth zu taxiren! Meint Ihr etwa, daß Euch die Fürstin in diesem Neste aufsuchen, Euch eine Liebeserklärung

machen, und schließlich die Bitte vortragen solle, daß Ihr so gütig sein möchtet sie zu heirathen?"

„Heirathen? Wer denkt daran! Ich weiß nicht wie Ihr auf diese Weise scherzen möget" — hob Guido an.

„Scherzen?" unterbrach ihn der Templer. „Wer zum Henker scherzt denn? Meintet Ihr als ich Euch versprach für Euer Glück zu sorgen, wenn Ihr Euch unbedingt meiner Führung überließet, daß ich mich beschäftigen würde für Eure Schäferstunden, sei es mit Prinzessinnen oder mit Judenmädchen, auf die unsere jungen Leute so toll sind, zu sorgen? Wahrhaftig, das wäre mir eine erwünschte Aufgabe! Ihr seid jung und schön, das ist hinreichend und dazu braucht Ihr keines Vormundes; aber um Sybillens Gemahl und Reichsverweser zu werden, wenn der König stirbt, — heute sah er wieder recht gebrechlich aus. Meint Ihr nicht auch? — dazu bin ich nöthig, denn ohne mich bleibet Ihr zeitlebens Herr Guido von Lusignan schlechtweg."

„In der That, Eure Reden sind mir unbegreiflich!" rief Guido.

„Es scheint allerdings, daß Euch das Begreifen

manchmal nicht übertrieben leicht wird!" sagte Ivo trocken. „Ich muß demnach Euch ganz einfach Eure Anweisungen geben. — Ihr begebt Euch, Messire, also heute Abend nach Sonnenuntergang, und zwar erst wenn es dunkelt, zur Prinzessin, bei der Ihr Euch unter Eurem Namen anmelden lasset. Ihr werdet sie allein treffen. Ohne sie zu Worte kommen zu lassen, werfet Ihr Euch ihr zu Füßen, Ihr bittet sie um Entschuldigung, daß Ihr es gewagt dem Drange Eures Herzens zu folgen, und in Gegenwart des ganzen Hofes der Reize zu erwähnen, die auf Euer Herz einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. — Ihr könnt dies ungefähr auf die Weise wie heute in der Versammlung vortragen. Es hörte sich ganz gut an, und man konnte wirklich der Meinung sein Ihr dächtet so. — Nun aber steigert Ihr Eure Begeisterung noch so gut Ihr könnt, und laßt die feurigste Liebeserklärung folgen."

„Unmöglich! Sie würde erzürnt sein;" rief Guido.

„Bewahre! Es ist nicht das erste Mal, daß sie dergleichen anhört;" versetzte der Templer kalt. „Ueberdies giebt es kein Beispiel, daß eine Frau eine Lie-

beserklärung von einem Manne, der weder alt noch häßlich, sehr übel aufgenommen hätte. — Auf diese Gefahr wollte ich es selbst wagen, obwohl nichts weiter dabei herauskäme."

„Sie würde mich für einen Unbesonnenen, für einen tollen Schwärmer halten!" sagte Guido.

„Möglich daß dies der Fall ist;" erwiederte Ivo ruhig. „Es ist sogar wahrscheinlich. Ich habe ihr bereits gesagt, daß Ihr zum Rasendwerden in sie verliebt seid."

„Seid Ihr besessen?" rief der Jüngling erschrocken.

„Beinahe möchte ich es glauben, indem ich so hartnäckig mir vorgenommen Euer Glück zu machen, obwohl Ihr Euch ein wenig unbeholfen dabei benehmt!" erwiederte Jener. „Das Weitere," setzte er sonderbar lächelnd hinzu, „wird sich dann wohl von selbst ergeben, und ich denke, falls ein Mann von Eurem Alter und Eurem Aeußern, einem solchen Weibe gegenüber, nur einen Funken Menschenverstand behält, — allenfalls geht es auch ohne diesen — so bedarf er wohl keines Rathgebers. Wollt Ihr indeß dennoch einen Rath, so sage ich Euch: Vergeßt ihren Rang, und sehet nur das schöne Weib."

„Ihr meint also wirklich, wie es möglich sei, daß sie mir als Weib ihre Hand reiche?“ fragte Guido sich noch immer von seinem Erstaunen nicht erholen könnend.

„Dies ist so gut als gewiß, wenn Ihr Euch bei der heutigen Zusammenkunft nicht ganz übertrieben ungeschickt benehmt;“ erwiederte Ivo. „Ich habe bereits durchblicken lassen, daß dies der Gedanke Eurer Tage, der Traum Eurer Nächte sei, daß Ihr dies Glück zwar kaum als erreichbar hieltet, daß es aber, wenn Ihr es erreichtet, Euch zum Gott machen würde. — O, Ihr glaubt nicht,“ fuhr der Templer lachend fort, „in welchem Licht ich Euch konterfeit habe. Verliebt habe ich Euch geschildert wie Suleiman den Saracenen, und an mir liegt es nicht, wenn sie nicht heute noch Eure Zuleika werden sollte. Tapfer nannte ich Euch wie Rustan, und ich erzählte ihr Heldenthaten, daß ich über meine eigene Unverschämtheit fast erröthet wäre. Ich sagte ihr, daß unsere junge Ritterschaft Euch nur den ‚Roland des Heeres‘ nenne.“

„Um Gotteswillen! Dies habt Ihr gethan?“ sprach Guido erschrocken. „Wenn sie mit Jemand darüber spricht —“

„So hält sie ihn für einen Neidhammel, wenn er nicht aus eben diesem Tone pfeift; im schlimmsten Falle bin ich der Lügner, und die Freundschaft hat mich verblendet;" fiel Ivo ein. — „Noch eins!" fuhr er nach einer Weile fort. „Seht wie weit Ihr mit ihr gelangen könnt, sprecht aber kein Wort vom Heirathen. Sie muß glauben, daß Ihr dies Glück für unerreichbar haltet. Aeußert Sie indeß ein Wort, das darauf Bezug hat, dann fahrt zu, laßt alle Segel der Begeisterung los, zwingt sie zu einer Erklärung, und steuert das Schifflein der Liebe so zwischen Untiefen und Klippen, daß es weder mehr vorwärts noch rückwärts kann, und sich seinem Führer ohne alle Bedingungen überlassen muß. — O Gott!" sagte Ivo, indem er grimmig mit der Hand auf den Tisch schlug. „Wäre ich doch an Eurer Stelle! Binnen dreimal vierundzwanzig Stunden stünde ich mit ihr am Traualtar."

„Aber der König! Was würde dieser dazu sagen?" fragte Guido bedenklich.

„Anfänglich ‚Nein' später ‚Ja' und zuletzt wird es ihn freuen beiden Partheien der Barone auf eine gute Weise einen Possen spielen zu können," erwie-

derte Ivo leicht. „Uebrigens habt auch Ihr eine starke Parthei im Staate."

„Wer? — Ich?" fragte der Jüngling verwundert.

„Freilich;" entgegnete der Templer. „Erstlich den Legaten. Ich weiß so Dies und Das von ihm, was er nicht bekannt werden lassen darf, auch haßt er die Barone, und die auswärtigen Bewerber haben sich zurückgezogen. Ferner habt Ihr beide Orden, wie sie Jeder hat, von dem sie etwas zu hoffen haben, und bei Euch würde dies der Fall sein, während sie bei den Baronen vom Gegentheil überzeugt sind. Die Zahl derer aber, die in's Morgenland kommen ihr Glück zu machen, sind natürlich auch unbedingt auf Eurer Seite, denn sie sehen Euch halb und halb für Ihresgleichen an."

„Eines habt Ihr noch vergessen, wenn Ihr dies Bedenken auch sonderbar finden solltet;" sprach Guido seufzend. — „Klotilde!"

„Die Ertrunkene?" rief der Templer lachend. „Ja bei allen Göttern, denen der weise Salomo da drüben auf dem ‚Berge des Aergernisses' Opfer gebracht hat! Diese wäre mir nicht im Traume eingefallen."

„Ich erwähnte sie auch nur," sprach Guido wie

beschämt, „weil ihr liebes Bild mir mit einem Male und unwillkürlich vor die Seele trat.“

„War das der Fall? — Nun das schadet nichts;“ versetzte der Templer, gemächlich gähnend, und sich auf dem Sessel ausstreckend. „Gegen das Andenken an Eine, die im Meere liegt, wird Prinzessin Sybille nichts einzuwenden haben, nur bei einer Lebendigen würde sie, wie ich sie kenne, keinen Scherz verstehen. — Doch die Erinnerung an die frühere Geliebte war wohl blos Euer Spaß, oder thatet Ihr es vielleicht um des Decorums halber? Ist Letzteres der Fall, so will ich Euch darüber ein Zeugniß ausstellen.“

„Spottet nur!“ erwiederte Guido schmerzlich. „Ich hatte Klotilden sehr lieb; aber freilich — sie ist dahin.“

„Ja,“ sprach spöttisch der Ritter, „sie ist dahin, und Eure Heirath mit der Prinzessin ist auch dahin, wenn Ihr heute noch mehr solche Betrachtungen anstellt! — Ei zum Henker, Guido, seid ein Mann, und kein liebesiecher Schäfer, wenn es den Besitz des blühendsten Weibes im ganzen Morgenlande, und vielleicht den einer Krone gilt!“

„Mir scheint es, Ihr häufet da Pläne auf Pläne —“ hob Guido fast mißmuthig an.

„Die alle gelingen werden, wenn Ihr sie nicht selbst verderbet;" fiel der Templer ein. „Balduin der Vierte ist so gut als eine Leiche, und der kränkliche Prinz, der ihm auf dem Throne folgt, wird auch bei Zeiten eine sein. Doch das findet sich. — Mit einem Worte," setzte er aufstehend hinzu, „Ihr wißt jetzt was Ihr zu thun habt. Benehmt Euch klug oder vielmehr kühn, denn den Kühnen verläßt das Glück noch seltener als den Klugen. Ich muß jetzt fort, muß in's Kapitel. Gerhard von Montthery nimmt heute den Templermantel. Das ist auch so ein Liebesschwärmer der die Braut verloren, aber Geld hat, und einen solchen hält Gerhard von Riderfort fest wie der Seeadler die Möve."

Mit den letzten Worten und einem Winke der Hand ging Ivo zur Thür hinaus. — — —

Es war ungefähr vier Wochen später, als in der Wohnung Rainalds von Chatillon mehrere Häupter der Barone in Berathung waren. Letztere fand beim Becher statt, und der champagnerartige Wein, wie solcher in der Nähe Jerusalems wächst, schien seine Wirkung nicht zu verfehlen.

„Trinkt, Messire Balian, trinkt!" schrie der

Wirth. „Spült Euch den Aerger hinter. Ich sage Euch: Guido von Lusignan ist der Verlobte Sybillens!“

„Und ich sage: Es ist nicht wahr!“ rief Jener gleichfalls vom Weine erhitzt. „Wer ist denn dieses Ritterlein? — Ihr sagt: er sei von altem Adel. Immerhin. Er hat aber nichts, und ist nichts. Ich mache ihn nicht zum Kastellan auf einer meiner Burgen.“

„Es wird mich gar nicht wundern, wenn es so kommen sollte;“ sagte mit unzufriedenem Lächeln der Graf von Tripolis. „Bei der Zwietracht die hier herrscht, und auf die ich nicht gerechnet hatte als ich herkam —“

„Ihr kamt gerade zur ungelegenen Zeit, Messire!“ unterbrach ihn Balduin von Ramla, vom Weine angeregt. „Ja, Graf Raimund, ich sage es gerade heraus! Der König der todtkrank ist, der sich ganz in der Gewalt der Gräfin Agnes, des Legaten, Milo's von Plancy und der Templer befindet, meinte: Ihr und Boemund von Antiochien wäret gekommen, um ihn zur Abdankung zu zwingen; Euer zahlreiches Gefolge bestätigte ihn in dem Argwohn, und so giebt er lieber seine Einwilligung zur Erhebung eines

unbedeutenden Ritters, den er leicht im Gehorsam zu erhalten hofft."

„Er hat Recht! **Par la greve de Dieu!** Balduin hat Recht;" schrie Rainald von Chatillon. „Ihr habt uns das Spiel verdorben, Messire! Ohne Euch würde die Prinzessin gewiß meinen Vetter den braven Baron Gui de Chatellerault gewählt haben."

„Einen Einäugigen? Wo denkt Ihr hin!" wendete Graf Raimund ein.

„Ja, oder den wackeren Humbert d'Ibelin auf Rochenoir;" fiel Balian ein.

„Einen Mann mit weißem Haar? Die Prinzessin Sybille?" sagte der Vorige achselzuckend. — „Aber da kommt der Meister des Hospitals! Er wird uns Auskunft geben."

Roger du Moulin, ein Mann von hoher Gestalt, dessen Helmfedern fast die Decke des Zimmers berührten, trat eben ein. Seine Miene zeigte Unzufriedenheit und ungemessenen Stolz, aber seine Züge waren edel und höchst kriegerisch.

„Nun, Messire vom Hospital, wie steht die Sache?" rief ihm erwartungsvoll der Graf von Tripolis entgegen.

„Wie wird es stehen!“ entgegnete der Hospitaliter. „Sie heirathet den Lusignan. — So eben werden die Herolde die Proklamation ausrufen. Die Reisigen des Königs stehen unter den Waffen, und die Thore sind gesperrt.“

„Hölle und Teufel!“ schrie Rainald. „So wären wir so gut wie gefangen.“

„Das wollen wir sehen!“ rief Balian von Ibelin. „Ich habe dreißig meiner Lehensleute in der Stadt.“

„Ja, das wollen wir sehen!“ riefen Mehrere von der Familie des Vorigen. „Wir sind gegen zweihundert Mann stark.“

„Bemühet Euch nicht, Ihr würdet erdrückt!“ sagte kalt der Meister vom Spital. „Auch die vom Tempel sind unter Waffen, und harren des Königs Befehl.“

„Das sieht Gerhard von Riderfort ähnlich!“ rief mit stillem Grimme der Graf von Tripolis.

„Wenn auch!“ schrie Rainald heftig. „Wir fechten Einer gegen Drei, wenn Ihr Hospitaliter Euch für uns erklärt.“

„Ich? — Ich thue es nicht! — Habt Ihr mir die beiden Burgen am todten Meer abtreten

wollen?" versetzte Roger du Moulin kalt. — „Warum sollte ich auch? Mir gelten Eure Bewerber nicht mehr als jener Lusignan."

„Was? Der Mensch kann einst unser König werden;" sprach der Graf.

„Mag er doch! Der Unbedeutende ist mir immer noch lieber als Einer der, seines Anhangs wegen, sich etwas besonderes dünkt;" erwiederte Jener ruhig.

„Ich hätte stolzer Euch geglaubt, Roger du Moulin;" sprach Balian von Ibelin. „Ihr wolltet, in diesem Falle, einem solchen Ritterlein den Lehnseid leisten?"

„Heirathet er die Prinzessin, so wird er Pair, und als solcher leiste ich, der Pair dem Pair des Reiches, dem Manne meines Gleichen, mit gebogenem Knie den Huldigungseid," versetzte der Hospitaliter ruhig. — „Glaubt mir, Messire von Ibelin, Roger du Moulin weiß zu unterscheiden was seiner Würde ziemt, und was nicht!"

„Wie es scheint macht Ihr also mit dem Tempel diesmal gemeine Sache;" versetzte Graf Raimund giftig.

„Der Orden vom Spital ist sich selbst genug. Er schließt sich an Niemand an, und hat nur die

eigene Würde im Auge;" antwortete Roger du Moulin. „Für jetzt gebietet ihm diese die Ruhe in Jerusalem aufrecht zu erhalten, weil es Osterzeit ist. Wer einen Kampf begönne, würde uns gegen sich finden."

„Nun dann wissen wir wenigstens woran wir sind;" versetzte der Graf mit Hohn. „Mein Geschäft zu Jerusalem ist beendet, und ich werde mich auf den Rückweg begeben, sobald die Thore offen sind. Ich bin nicht gesonnen einen Hochzeitgast bei der Vermählung des Herrn Guido von Lusignan abzugeben, aber — seid versichert, Messire vom Hospital, daß ich Euch den Streich nicht vergesse."

„Wir Alle," rief zornig Balian von Ibelin, „werden den heutigen Tag in gutem Andenken behalten!"

Stürmisch verließen die Ritter den Saal. Rainald von Chatillon vermochte sie nicht zurückzuhalten.

„Wer ist Euch lieber: ein kecker Jüngling oder ein alter Tollkopf?" fragte mit stolzem Hohnlachen Roger du Moulin den Hausherrn. „Ich bin für den Ersteren, darum leihe ich meine Unterstützung dem Lusignan. Er ist mir immer noch lieber als Einer der tausend Vettern Balians, welche glauben daß auf ihren Lanzenspitzen das Gewölbe des Himmels ruhe."

„So viel frage ich nach dem Einen, und so viel nach dem Andern!" sagte der wilde Rainald, indem er ein Schnippchen schlug. „Meinetwegen mag Guido der Gemahl der Prinzessin und Reichsverweser sein, aber — par Dieu! — er soll eine harte Nuß zu knacken bekommen, wenn er meinen Beutezügen, die ich von Burg Karrak aus, trotz allen Waffenstillständen, in's Saracenenland fortsetzen werde, etwas in den Weg zu legen gedenkt!"

Beistimmend ihm zunickend, und als ob er sagen wolle, daß er eben eine solche Meinung von der Autorität des künftigen Reichsverwesers habe, verließ der Meister vom Hospital das Zimmer. —

Es war einige Tage später, als die ganze Bevölkerung der Stadt in Bewegung war, das schönste Brautpaar des Abend- und Morgenlandes, aus der Kirche des heiligen Grabes, wo es eben durch den Legaten Heraclius getraut worden war, der königlichen Burg zuziehen zu sehen. Der Zug war glänzend. Trompeter und Pauker in reichen Kleidern eröffneten ihn, dann kam eine Schaar Turkopolen, die leichte Reiterei der Templer. Gerhard von Riderfort und Roger du Moulin, mit den Rittern

vom Tempel und Hospital, umgaben das Brautpaar und die Trauzeugen, unter denen die Gräfin Agnes und Milo von Plancy vorzüglich zu bemerken waren. Der Anblick des neuen Ehepaares war strahlend. Sybillens Schönheit überglänzte Purpur, Hermelin und Diamanten, mit denen sie, und der herrliche Zelter den sie ritt, bedeckt waren. Wie ein Apoll erschien Guido ihr zur Seite. Der kohlschwarze Hengst der ihn trug, schien stolz auf den schönen Reiter. Er wieherte laut und schüttelte von Zeit zu Zeit die dichte Mähne, die den schlanken Hals bedeckte. Wo der Zug vorüberkam ertönte, beim Anblick des reizenden Paares, ein lebhaftes Beifallsgemurmel, das bald in ein lautes Freudengeschrei überging. So wie der Zug vor der Königsburg angekommen war, sprang Guido vom Pferde um Sybillen vom Zelter zu heben. Kaum war dies geschehen, und der Ritter hatte seiner Gemahlin den Arm gereicht, um sie die Treppe, die zum Eingange des Palastes führte, hinauf zu geleiten, als dicht zur Seite desselben ein lauter Schrei ertönte.

„Was giebts?“ fragte Guido stillstehend.

„Ein junger Pilger ist in dem Gedränge ohn=

mächtig geworden;" antwortete Jemand von den Umstehenden.

„Ein hübscher junger Mensch!" sprach die Prinzessin hinblickend. „Seid so gut ihm beizustehen, Ihr Herren vom Spital."

Während zwei Hospitaliter sich in den Knäuel drängten, blickte auch Guido hin. Eben schlug der kranke Jüngling die Augen auf.

„Herr meines Lebens!" rief Guido in höchster Ueberraschung. — „Erlaubt Madame! Ich muß den Jüngling sprechen;" setzte er hinzu, indem er, Sybillen am Arme, zu ihm trat. — „Wie heißest Du, junger Pilger?"

„Ich — heiße Klotar;" entgegnete stammelnd der Jüngling, welcher von äußerst lieblicher Gesichtsbildung, und etwa zwanzig Jahre alt war. Sein Auge war starr auf Guido gerichtet, lange dunkle Locken erhöhten die Weiße des bleichen Gesichts.

„Klotar? — Doch nicht Klotar von Chateaublanc?" fragte Guido rasch.

„Derselbe, Messire;" antwortete mit schwacher, zitternder Stimme der Jüngling.

„Also der Bruder Klotildens, die im Meere umkam?“

Der Pilger war, wie es schien, keiner Antwort mächtig. Er nickte blos bejahend, und griff, als ob er sich festhalten wolle, nach dem Geländer der Treppe.

„Erhole Dich, mein Freund;“ sagte Guido nach augenblicklichem Besinnen. „Besuche mich heute Abend. Ich muß Dich sprechen.“

Freundlich dem Fremden zunickend, und nachdem er seiner Gemahlin den Arm geboten, dieser etwas leise mittheilend, stieg Guido die Palasttreppe empor. — —

Es war am Abende des folgenden Tages. Guido legte eben seine Prachtkleidung ab, und ein leichtes Hauskleid an, das seine schönen männlichen Formen nur noch vortheilhafter erscheinen ließ, als sich die Thüre des Zimmers öffnete, und Ivo leise, fast unhörbar wie es in seiner Art war, in's Zimmer trat. Guido eilte freudig auf ihn zu, ihm beide Hände zum Gruße entgegenstreckend. Der Templer schien ungewöhnlich ernst.

„Endlich kommt Ihr, mein theurer, theurer

Freund!" rief Guido lebhaft. „Am gestrigen Abend beim Feste, heute bei der Glückwünschungsversammlung, hat Euch mein Auge überall gesucht und nirgends gefunden. Sagt mir, wo Ihr geblieben seid?"

„In meiner Zelle;" entgegnete der Templer kalt. „Ich tauge nicht zu Festen und Freudenbezeigungen."

„Diesmal aber hättet Ihr eine Ausnahme machen müssen!" rief Guido warm. „Ohne Euch hätte dies Fest nimmermehr stattgefunden."

„Fühlt Ihr dies? — Seid Ihr von diesem Gefühl durchdrungen?" sprach Ivo sich hoch aufrichtend, und mit einer Art Härte im Tone. „Guido von Lusignan," setzte er ernst hinzu, „Ihr seid gestiegen, seid durch mich gestiegen und werdet noch höher steigen. Ihr werdet bald Reichsverweser und einst König sein. Es könnte eine Zeit kommen, wo es sich nicht schicken würde Euch an Das zu erinnern, was ich für Euch gethan. Möget Ihr dann nicht vergessen, daß ich es war, der Euch erhoben —"

„Nimmer! — In meinem Leben, niemals!" unterbrach ihn Guido, die Hand betheurend auf die Brust legend.

„Und," fuhr der Templer fort, ohne, wie es schien, auf Guido's Betheurung zu achten, „dessen eingedenk sein, was Ihr dagegen mir zugesagt."

„Ihr seid mein Freund, mein Wohlthäter! Blindlings folge ich Eurem Rathe! Wie könnte ich je vergessen was ich aus Eurer Hand empfangen!"

„Man findet den Gedanken oft drückend, Wohlthaten empfangen zu haben, diese erscheinen als eben so viele Schulden, und jeder Schuldner solcher Art haßt seinen Gläubiger. Dies liegt in der Jämmerlichkeit der Menschennatur. Gebt einem Hunde ein Stück Fleisch, und nehmt ihm den abgenagten Knochen; er wird Euch nach der Hand schnappen. Der Hund und der Mensch sind erbärmliche Geschöpfe."

Der Templer sprach diese Worte mit dem Ausdrucke unaussprechlicher Verachtung. Guido sah ihn betroffen an.

„Der Mensch," fuhr Ivo düster fort, „steht in so fern noch unter dem Thiere, daß er für manche Dinge ein äußerst schwaches Gedächtniß hat, und es ist deshalb manchmal nöthig dem letztern zu Hülfe zu kommen. Da indeß, wie gesagt, späterhin dies nicht mehr passend sein würde, so sage ich Euch

heute ein für allemal: So gewiß ich der Mann war Euch zu erheben, so gewiß wäre ich der Mann Euch zu stürzen, wenn Ihr je unsern Pact vergäßet. — Deutet meine Worte nicht übler als sie gemeint sind;" fuhr der Templer nach einer Pause in seiner Rede fort. „Heute könnt Ihr sie noch anhören, ohne Euch durch sie beleidigt zu fühlen. Gegen Guido von Lusignan kann ich noch offen aussprechen was ich denke, dem Reichsverweser darf ich es nur andeuten, gegen den König muß ich schweigen. Wehe aber dem Reichsverweser, dreimal wehe dem Könige, wenn er vergäße was Guido von Lusignan gelobt hat."

„Ich kann mir gar nicht klar machen, welche böse Laune Euch bethört;" sagte Guido verwundert. „Seid versichert, daß ich Euch für meinen besten, für meinen einzigen Freund ansehe, und daß Ihr also auch mein einziger Rathgeber sein sollt. Ueberdies — weiß ich nicht daß die Barone mich hassen müssen? Kenne ich nicht den Legaten, so wie die beiden Ordensmeister? Weiß ich nicht daß Jeder von ihnen nur nach seinen selbstsüchtigen Plänen handelt, während ich bei Euch den Rath eines erprobten, edeln, uneigennützigen Freundes finde?"

Während Guido diese Worte sprach, trat der junge Pilger von gestern, jedoch in Pagenkleidung, in's Zimmer. Das Aeußere desselben war sehr anmuthig. Das Haar fiel in langen Locken bis auf den Nacken herab. Ein Sammetmäntelchen hing nachlässig auf der Schulter, doch so, daß es den schlanken Wuchs, den der knappanliegende, aus Wamms und Unterkleidern von weißer Seide bestehende Anzug, noch mehr hervorhob, nicht beeinträchtigte. Der Page brachte einige Geräthschaften, besonders ein auf einem Tische befindliches Blumenkörbchen in Ordnung, dann entfernte er sich wieder so still als er gekommen war.

„Wer war der junge Mensch?" fragte Ivo rasch als Jener das Zimmer verlassen hatte.

„Denkt nur, welcher Zufall gewaltet hat!" erwiederte Guido lebhaft. „Er ist der Bruder Klotildens, Klotar von Chateaublanc. — Der Zufall wollte es, daß er einen Vetter des Grafen von Nevers auf Befehl seines Herrn nach dem heiligen Lande begleiten sollte, und daß er auf dem Schiffe seine Schwester fand. Wie Ihr bereits wißt, scheiterte das Unglücksschiff in der Nähe von Cypern, und Klotar war unter den Wenigen die sich retteten. Nachdem er

lange in Famagosta krank gelegen, beschloß er, da sein Herr gleichfalls umgekommen, als Pilger nach Joppe überzuschiffen, und nachdem er eine Wallfahrt nach der heiligen Stadt gemacht haben würde, wieder nach Frankreich heimzukehren. Gestern erblickte ich ihn, die täuschende Aehnlichkeit mit Klotilden fiel mir auf, ich rief ihn zu mir und nahm ihn in meine Dienste."

Der Page war inzwischen wieder in's Zimmer getreten und hatte es bald darauf auf's Neue verlassen.

„Ich denke," fuhr Guido fort, indem er ihm freundlich nachblickte, „ich werde im Stande sein dem jungen Menschen einen Theil dessen zu ersetzen, was wir beide durch den Tod seiner Schwester verloren. — Ach wie erinnert sein Anblick mich an Klotilden, der er, einige kleine Pockennarben abgerechnet, so gänzlich gleicht! — Seines längeren Siechthums wegen ist er noch etwas leidend und schwach, und ich hatte eigentlich vor, ihn als Page, später vielleicht als Stallmeister und Ehrenritter, bei meiner Gemahlin anzustellen, aber er erklärte sich sogleich dagegen. ‚Das Waffenhandwerk', rief er mit einer Lebhaftig=

keit, die fast leidenschaftlich genannt werden konnte, „sei es an dem er vor Allem hänge. Mich wolle er in Kampf und Tod begleiten, aber auch nur mir allein dienen. Wolle ich ihn nicht bei meiner Person anstellen, so kehre er wieder nach Frankreich zurück.‘“

„Ihr hättet ihn ziehen lassen sollen!“ sagte Ivo mit gerunzelter Stirn.

„Wie? Den Bruder Klotildens? Einen Jüngling, der gewiß einer meiner treuesten Diener sein wird?“

„Wenn auch!“ sprach Jener verdrießlich. „Es taugt nicht Erinnerungen aus dem vorigen Leben mit sich herumzuschleppen, wenn man in ein neues zu treten unternommen hat. Solche Anknüpfungsfäden an die Vergangenheit werden für die Gegenwart zu bindenden Stricken. Ueberdem — sagtet Ihr nicht einst Ihr seiet Spielkameraden gewesen? — Er wird sich Freiheiten, die zuletzt zu Frechheiten werden, herausnehmen —“

„Unmöglich!“ fiel Guido ein. „Wir spielten wohl als Kinder zusammen, aber dies ist lange her, er kam zeitig aus dem Hause der Mutter, ich war fünf bis sechs Jahre älter als er, und überdies mehr mit der Schwester als ihm befreundet.“

„Dies mag Alles sein, aber Ihr habt Euch eine Last aufgeladen!" versetzte Ivo. „Der junge Mensch hat überdies Gesichtszüge, die mir fatal sein könnten. Ich, an Eurer Stelle, sorgte anderweitig für ihn, aber ich entfernte ihn bei guter Gelegenheit."

„Ihr seid heute bei sehr übler Laune, Freund Ivo;" sagte Guido lächelnd, doch im Innern von der Hartnäckigkeit des Templers unangenehm berührt. „Wäre dies nicht der Fall, so würdet Ihr nicht verlangen, daß ich einen jungen Menschen der mir theuer ist, und dem ich in den Knabenjahren innig befreundet war, darum fortjagen soll, weil — seine Gesichtszüge Euch unangenehm sind."

„Thut was Ihr wollt, aber Ihr werdet wegen ihm viel Verdruß erleben;" erwiederte Ivo mißlaunig. „Doch schweigen wir von dieser Kleinigkeit. — Wißt Ihr schon, daß Saladin gegen die Besitzungen Raimunds von Tripolis und Boemunds von Antiochien vorgerückt ist, und daß seine leichte Reiterei bereits deren Gebiet verwüstet?"

„Wirklich?" rief Guido lebhaft. „Dann will ich noch heute mit dem Könige reden, und ihn bitten

daß er einen Heertheil zur Unterstützung dorthin sendet, und mir den Oberbefehl übertrage."

„Euren persönlichen Feinden, Euren Gegnern, wollt Ihr zu Hülfe kommen! In der That sehr edel, aber sehr einfältig;" sagte Ivo. „Das wäre die rechte Art Reichsverweser zu werden, besonders jetzt, wo seit einigen Tagen die Krankheit des Königs sich auf eine fast wunderbare Weise vermindert hat! Ihr kennt wohl nicht die Art und Weise Sr. Gnaden, sobald sein Uebel etwas nachläßt, Alles selbst thun und anordnen zu wollen? Sendete er jetzt ein Heer nach Tarablus, — ich brauche immer die saracenischen Benennungen, in meiner Heimath findet man sie geläufiger, — was gilt's, er würde sich an die Spitze stellen wollen! Darum kein Wort davon. Laßt Raimund und Boemund sich aus der Klemme ziehen so gut sie können. Mit dem Letzten wird Saladin — er weiß wohl warum — ohnehin nicht so gar übel umspringen, und was den Ersten anbelangt, der ist wie eine Katze; werft sie wie Ihr wollt, sie kommt immer wieder auf die Füße."

„Ihr meint also —"

„Daß Ihr sowohl selbst, als auch durch die Gräfin

Agnes und Eure Gemahlin Alles thun sollt, um den König abzuhalten, wenn er von selbst auf den Gedanken käme, seinen und Euern Feinden Beistand zu senden;" versetzte der Templer mit großer Lebhaftigkeit. „Seht Ihr denn nicht ein, daß der König Euch erst dann zum Reichsverweser ernennen wird, wenn er nicht selbst im Stande ist in's Feld zu rücken, was er aber thut wenn es auch nur auf einer Tragbahre möglich wäre? Ein solcher Zeitpunkt muß abgewartet werden, und er soll und wird sich finden. Gesetzt aber, er sendete Euch auch jetzt gegen den Sultan, so wären zwei Dinge möglich; entweder Ihr schlüget ihn, oder Ihr würdet geschlagen. Im ersten Falle würde die Eifersucht des Königs erregt, und er wäre weit davon entfernt Euer Ansehen und Macht vermehren zu wollen, im zweiten könnte er es nicht, wenn er auch dazu geneigt wäre. Glaubt mir, nur die Noth kann ihn dazu bringen Euch den Befehl über das Heer zu übertragen, und diese Noth wird sich finden."

Längere Zeit sprach Ivo noch über diesen Gegenstand mit Guido, er stellte ihm vor, daß weder Balian noch dessen Anhang, eben so wenig auch die

beiden Orden, sich sonderlich um die Noth der beiden mächtigen Vasallen bekümmerten, daß es jenen vielmehr lieb sei, wenn sie durch den Sultan gedemüthigt würden, und daß selbst der König von dem politischen Blicke Guido's eine gute Meinung gewinnen werde, wenn er ihm riethe, mit einer Unterstützung zweier Männer, deren Ehrgeiz und Anmaßung ihm bereits viel Noth gemacht, nicht eben allzuschnell bei der Hand zu sein. —

In der Berathung, welche an demselben Abend bei dem Könige statt fand, und zu der blos die Gräfin Agnes, Joscelin von Courtenay, und die Meister beider Orden, zugezogen wurden, beeilte sich Guido die Meinung Ivo's als die seinige darzulegen, und er war nicht wenig überrascht, als sie von allen Seiten höchst beifällig aufgenommen ward. Guido gab natürlich nicht die wahren Gründe an, welche eine Unterstützung ihm und den Anwesenden unräthlich erscheinen ließen, er sprach blos von dem Waffenstillstand, den, allem Anscheine nach, die beiden Vasallen verletzt hätten, und weshalb Saladin gewissermaßen gezwungen worden sei das Vergeltungsrecht auszuüben, er sprach von dem Befinden des Königs,

das jetzt, wo so kostbare Aussichten zur Genesung sich eröffneten, nicht gefährdet werden dürfte, und erndtete zuletzt nicht nur eine Menge Lobsprüche wegen seiner Weisheit, sondern Einige von den Anwesenden begannen von dem Verstande und dem Tact des jungen Mannes eine Vorstellung zu fassen, die sie früher nicht gehabt hatten.

Zufolge des Rathes, den Guido gegeben hatte, wurden die beiden Barone ohne Unterstützung gelassen. Die Templer, den Besitzungen Raimunds durch feste Burgen in der Nähe von Paneas benachbart, schlossen sich in diese ein, und nur die Tapferkeit der Bürger von Tortasa, welche, nachdem der Sultan durch eine Flotte selbst die Insel Ruad genommen hatte, noch tapfer ihre Mauern vertheidigten, so wie der Mangel an Lebensmitteln, durch die herrschende Dürre verursacht, retteten den Grafen von Tripolis vor gänzlichem Untergange. Da nun auch Roger du Moulin, fast wie zum Hohn, mit den Hospitalitern nach den nicht bedrohten Gränzen gen Süden gezogen war, so blieb Raimund und Boemund nichts weiter übrig, als mit Saladin einen Vergleich zu treffen, durch den ihre Macht auf's Aeußerste geschwächt

ward. Es war nicht zu verwundern, daß der Graf von Tripolis durch den an ihm begangenen Verrath, denn als einen solchen bezeichnete er es, daß er auf eine so schmähliche Weise im Stich gelassen worden, auf's Aeußerste erbittert ward. Laut beschwerte er sich über die Ränkeschmiede, die, wie er sagte, den König umgäben. Dies kam seinen Gegnern überaus gelegen. Die Gräfin Agnes, nichts so sehr fürchtend, als den Grafen auf's Neue Einfluß gewinnen zu sehen, verstärkte ihre Parthei durch Rainald von Chatillon, dem die Verbindung seines Stiefsohns mit einer Verwandtin der Gräfin in Aussicht gestellt ward, und so ward eine Reise des Grafen, der nach längerer Abwesenheit seine Güter in Galiläa besuchen wollte, benutzt, um zu versuchen den einzigen Mann von Kraft und Talent, welcher im Stande gewesen wäre das Königreich von dem immer mehr sich nähernden Untergange zu retten, zu verderben. Der König ward nämlich dazu vermocht, dem Grafen von Tripolis, als einem Feinde des Vaterlandes, den Eintritt in's Reich zu untersagen. Er ward so zu sagen geächtet, und wieder war es Guido der, auf den Antrieb Ivo's, am allermeisten zu der Verbannung ei-

nes Mannes beitrug, den er als einen Nebenbuhler bei der Stelle des Reichsverwesers zu fürchten hatte. Der Hauptstreich den Ivo zu führen gedacht, ging indessen, wenn auch nur zum Theile, fehl. Seine Absicht war gewesen Raimund zu offener Empörung zu reizen. Zu klug um in die ihm gelegte Schlinge zu gehen, verhielt sich der Graf im Bewußtsein seiner Unschuld ganz ruhig und wartete es ab, bis die über solche Behandlung empörten Gemüther der Barone eine feierliche Genugthuung verlangen würden. Dies geschah auch in Kurzem und der König konnte ihrem ungestümen Drängen nicht Widerstand leisten. Er nahm den Befehl der Verbannung zurück, aber er haßte fortan den Grafen nur um so stärker, und hatte den Vorsatz, denselben bei vermehrter Krankheit nie wieder als seinen Stellvertreter an die Spitze des Heeres und der Geschäfte zu stellen, um so weniger Hehl. Die Nothwendigkeit an einen solchen zu denken, ward indeß von Tage zu Tage dringender. Der Waffenstillstand mit dem Sultan lief in Kurzem ab, und von allen Seiten trafen Nachrichten ein, daß sich Saladin zu einem Feldzuge rüste. Nachdem der König mit den Baronen Rath gehalten, ward be=

schlossen, daß das Heer bei dem Quell von Saffuri ein Lager beziehen solle. Von dort aus konnte man schnell nach jedem bedrohten Punkte der Gränze gelangen, und hatte überdies, wenn man dort von Saladin angegriffen werden sollte, ein überaus günstiges Terrain, um das Schicksal von Palästina durch eine Schlacht zu entscheiden. Die Prinzessin Sybille, als sie hörte daß ihr Gemahl mit dem Heere in's Feld rücken würde, war untröstlich. Sie liebte Guido mit einer Leidenschaft, wie man nur im Oriente zu lieben im Stande ist, und die Liebe der Fürstin war, wie überhaupt die Liebe der Frauen jenes Landes, nicht eben ätherischer Natur. Sie liebte Guido weil er der schönste Mann im Lande, vielleicht der schönste seiner Zeit war, und der Besitz desselben dünkte ihr der Gipfel des Glückes. Der Gedanke auf einige Zeit von ihm getrennt zu sein, war ihr unerträglich, und als der Tag des Aufbruchs des Heeres nahte, war sie vor Schmerz dem Wahnsinn nahe. Auch Guido liebte Sybillen, aber es war nicht jene Jugendliebe, die ihn mit tausend zarten Banden selbst jenseits des Meeres an ein Wesen gefesselt gehalten hatte, das er als Knabe schon geliebt, und an das

er durch den Anblick Klotars täglich, ja stündlich erinnert ward. Die Aehnlichkeit des Pagen mit der gestorbenen Schwester, ward Guido in der That fast zu einer Art von Qual. Jede Miene, jede Bewegung, ja selbst der Laut der Stimme erinnerte ihn an die geliebte Todte. Dieserhalb, vorzüglich aber weil Sybille und Ivo eine besondere Abneigung gegen den Pagen blicken ließen, stieg in Guido's Seele manchmal der Gedanke auf, daß es wohl im Grunde besser gewesen wäre, wenn er Ivo's Rath, für den jungen Menschen zu sorgen, aber ihn nicht bei seiner Person anzustellen, befolgt hätte. In der That mußte er zugeben daß seine Gemahlin nicht Unrecht habe, wenn sie den Pagen launenhaft, mürrisch und wenig achtsam in seinem Dienste schalt. Stundenlang konnte Klotar einsam in einem Winkel stehen und vor sich hinblicken, ohne von dem, was um ihn vorging, Notiz zu nehmen. Befahl ihm die Fürstin etwas, so verrichtete er den ihm aufgetragenen Dienst langsam, mechanisch, selbst mit scheinbarer Unlust, und nur wenn ihm Guido etwas auftrug, veränderte sich sein Wesen. Dann aber erschien der träge, träumerische Knabe plötzlich als ein ganz Anderer.

Er flog um das ihm aufgetragene Geschäft auszu richten, und jeder Zug seines, dann einen ganz andern Ausdruck annehmenden Gesichts, schien darzuthun, wie freudig er den Befehl vollziehe. Es bedurfte kaum einer Bemerkung Sybillens um Guido auf diesen Umstand aufmerksam zu machen, und ob er es auch bestritt, wenn seine Gemahlin behauptete, daß Klotar dadurch vorsätzlich bemerklich machen wolle, daß er der Meinung sei, nur Guido's Befehlen Folge leisten zu müssen, so war er doch im Herzen selbst dieser Ansicht. Oft tadelte er daher dieses Benehmen des Pagen, und wies ihn mit ernsten Worten an, die Befehle der Fürstin eben so, ja noch eifriger wie die seinigen, zu vollziehen. Der junge Mensch schlug in solchen Fällen die Augen nieder, versprach mit wenigen Worten dieser Anweisung in Zukunft nachkommen zu wollen, aber Guido mußte seiner Gemahlin Recht geben, wenn sie behauptete, daß die Zurechtweisung fruchtlos geblieben sei. Mehr noch wie gegen Sybillen, fehlte Klotar in dem Benehmen gegen den Templer. Obwohl er wußte daß Ivo ein vertrauter Freund seines Herrn sei, so beachtete er doch kaum die Formen, die ein

Diener einem solchen schuldig ist, und Guido fand sich manchmal genöthigt ihm sein Benehmen mit scharfen Worten vorzuhalten.

Es war zwei Tage vor dem Aufbruche des Heeres nach dem Lager von Saffuri, als der Templer rasch zu Guido in's Zimmer trat.

„Neuigkeiten, die trefflichsten die ich Euch bringen kann!" rief er aus. „So eben komme ich von der Gräfin Agnes. Der König hat Euch zum Grafen von Joppe und Askalon ernannt. Am Tage des Abmarsches wird die Ernennung dem Heere bekannt gemacht werden."

„In der That, Ihr überrascht mich!" rief Guido hoch erfreut.

„Jetzt geht es rasch auf das ‚Alter ego' los!" rief Ivo. „Diese Ernennung mußte vorhergehen, damit der Sprung den Baronen nicht zu groß schien. — Nun aber schmiedet das Eisen, das ich in Gluth gebracht! Wie Ihr wißt, hat der König bereits ein Auge verloren, die rechte Seite ist völlig gelähmt, und er muß sich nach dem Lager tragen lassen, da ein Sitzen zu Pferde durchaus unmöglich ist."

„Und unter diesen Umständen besteht er durchaus darauf den Feldzug mitzumachen?“ fragte Guido erstaunt.

„Ihr kennt ihn ja!“ sprach Ivo achselzuckend. „Er will, wie er sagt, da er nichts mehr durch seinen Arm vermag, bis auf die letzte Minute dem Vaterlande durch seinen Rath nützlich werden! Im Grunde dauert mich der Mann manchmal. Er hat noch ein paar Blutstropfen von Gottfried von Bouillon in den Adern. Immerhin! Auch sein Mitziehen ist unserm Plane nützlich. Nur die höchste Noth kann ihn dazu bringen noch einmal einen Stellvertreter zu ernennen. — Doch vergessen wir nicht das Nöthigste!“ fuhr der Templer fort, indem er eine Schrift hervorzog. „Dies müßt Ihr bewilligen und beschwören, wenn die Barone Euch als Reichsverweser anerkennen sollen.“

„Wie?“ rief Guido, indem er einen Blick auf das Papier warf. „Dies ist ja eine vollkommene Versplitterung der Gränzlehen! Die Vesten im Gor und an der Gränze von Basan den Baronen, die sie nicht einmal mit Nachdruck vertheidigen können, da ihre übrigen Besitzungen so entfernt sind? Belcourt

dem Tempel, und Makaba, die schöne starke Veste am todten Meer, dem Hospital?"

„Ja," sagte Ivo kalt, „ich gab Roger du Moulin zu verstehen, daß Ihr nur ungern die letztgenannte Burg aufgeben würdet, aber was ist zu thun? Jener Wolf hat nun einmal einen weiten Rachen, und der Bissen, der ihn stopfen soll, muß deshalb von Umfang sein."

„Bednkt doch! Es hieße dem Lande einen entschiedenen Nachtheil zufügen;" versetzte Guido.

„Es muß aber geschehen, wenn Ihr Reichsverweser werden wollt;" entgegnete Ivo mit vielem Phlegma. „Die Barone und die Orden willigen sonst nicht ein, und sie wären Narren wenn sie es thäten. — Glaubt Ihr denn, Messire," setzte er mit auffallendem Hohn hinzu, „daß sie aus Freundschaft für Euch, Eurer Erhebung ruhig zusehen, und um Eurer schönen Augen willen Euch zum Oberbefehlshaber machen werden? Umsonst ist der Tod! Und Ihr seid — äußerst unschuldig, wenn Ihr eine andere Meinung habt."

Da Gido schwieg, so nahm der Templer dies als eine stillschweigende Einwilligung.

„Bring Dinte, Page!“ sagte er zu Klotar, der eben eingetreten war, aber unbeweglich stehen blieb und auf seinen Herrn blickte. Guido winkte ihm den Befehl zu vollziehen.

„Die Barone verlangten noch außerdem, Ihr solltet den Vertrag feierlich beschwören;“ fuhr Ivo nachdenklich fort. „Dies könnte indeß, wenn es vor Zeugen geschähe, dem Könige zu Ohren kommen, und allerlei Verdruß erregen. Ich denke sie werden sich beruhigen, wenn ich ihnen sage, Ihr hättet den Eid in meine Hand geleistet.“

Der Page hatte inzwischen das Schreibzeug gebracht. Er warf ein paar Blicke auf das, auf dem Tische liegende Pergament, plötzlich schien das Schreibzeug in seiner Hand zu schwanken, es entfiel der letzten und ein Strom von Dinte floß auf das Pergament.

„Hölle und Teufel! Ihr seid —“ Die letzten Worte stockten in dem Munde des Templers, und er sah, ohne weiter zu sprechen, den Pagen mit einem durchbohrenden Blicke an.

„Welche Ungeschicklichkeit!“ rief Guido voll Ver=

druß: „Gehe sogleich auf Dein Zimmer, und verlasse es nicht eher bis ich es befehle.“

Ohne ein Wort zu sagen, küßte der Page einen Zipfel des Mantels seines Herrn, und ging zur Thür hinaus.

„Schafft den Buben fort! Er ist ein Verräther. Er hat es mit Vorsatz gethan;“ rief der Templer als Jener das Zimmer verlassen hatte.

„Ungeschickt! Nichts weiter;“ versetzte Guido mißmuthig. „Was konnte er dabei beabsichtigen? Es ist ja nichts verloren als ein Blatt Pergament. Laßt es nochmals abschreiben, und sendet mir es morgen. Ich will es dann unterzeichnen.“

„Ich hätte Lust geradezu von Euch zu fordern, daß Ihr den Menschen entferntet,“ hob Ivo düster an, „indeß Ihr würdet sagen —“

„Daß Ihr mich wie einen Knaben behandelt;“ ergänzte Guido höchst verdrießlich. „Ihr seid klug, Ivo, aber diese Klugheit macht Euch gegen Jedermann so argwöhnisch, daß Ihr meint —“

„Daß Jedermann ein Schurke ist, wenn eine Leidenschaft und die Gelegenheit sie zu befriedigen in's Spiel kommen;“ sprach frostig der Templer. „Be-

haltet den Buben meinetwegen, und möge mein Argwohn sich nicht rechtfertigen."

Nach kurzem Wortwechsel verließ Ivo das Gemach. Guido versprach ihm beim Weggehen das Document zu vollziehen, sobald er es in Händen haben würde.

Der Vorfall war übrigens Guido äußerst unangenehm gewesen, und dies zwar um so mehr, als auch ihm es geschienen, als ob Klotar die Schrift mit Vorsatz habe verderben wollen.

„That er es aus Abneigung gegen Ivo," sagte er zu sich, „und dies ist noch der bessere Fall, so ist es eine knabenhafte Laune, die Bestrafung verdient, ist dies nicht so, so hat Ivo Recht, es mußte dann ein Plan zum Grunde liegen, und diesem muß ich auf die Spur zu kommen suchen."

Der Ritter ging nach der Thür, und befahl einen Diener den Pagen zu rufen. Nach kurzer Zeit trat dieser in's Zimmer. Sein Ansehen war ruhig und keineswegs niedergeschlagen.

„Ich habe Dir bereits mehrmals anempfohlen in Deinem Dienste aufmerksamer zu sein, so wie dem Ritter Ivo, einem Manne der mein Freund ist, größere Achtung zu bezeigen, und Du bist dieser

Weisung nicht nachgekommen;" sprach Guido streng. „Es sollte mir leid thun, wenn Du auch diese letzte Warnung überhörtest. Ich würde Dich von meiner Person entfernen müssen."

Klotar ward bei den letzten Worten todtenbleich. Sein Antlitz glich dem eines Gestorbenen. Der Ritter bemerkte den Eindruck, den seine Worte auf die Seele des jungen Menschen zu machen schienen.

„Ich denke," sagte er sanfter, „Du wirst Dir diese Warnung zur Lehre dienen lassen, und hoffe Du hast mich nicht absichtlich betrüben wollen."

„Nein! — Nein, beim lebendigen Gott!" rief der Jüngling die Hände wie betheurend bis über sein Haupt erhebend, und während eine helle Röthe sein bleiches Gesicht überflog.

„Dennoch," sprach Guido, „schien es mir als handeltest Du mit Absicht so."

„Ja," rief der Jüngling, „ich that es mit Vorsatz, aber — ich that es zu Eurem Besten. — Ich will Alles sagen, Messire," fuhr er lebhaft fort, „und Gott sei mein Zeuge, daß mein Vorsatz gut war! Es geschah weil ich den Ritter für einen Mann

halte, der eine böse Absicht hat, und Euch in's Verderben stürzen will."

„Unsinn! Der Ritter ist ein wackerer Mann und mein bester Freund;" versetzte Guido unwillig.

„Messire," rief der Jüngling lebhaft ergriffen, „sehe ich diesen Menschen neben Euch, so ist es mir immer als sähe ich einen Teufel, der um Eure Seele mit Euch handeln wolle —"

„Genug! Ich verbiete Dir noch ein Wort von dem Ritter zu sagen, das gegen die Achtung ist, die Du ihm schuldig bist;" sprach Guido streng.

„Ach," rief Klotar die Hände faltend, „es ist mir immer so Angst, wenn ich den dunkeln Mann bei Euch sehe. Er blickt immer so kalt, so höhnisch auf Euch —"

„Das ist nun einmal so in seiner Art. Er mag viel trübe Erfahrungen gemacht haben, und liebt allerdings die Menschen nicht, was er auch nicht Hehl hat. — Wenn Du indeß sonst nichts Uebles von ihm weißt —"

„Etwas weiß ich, Messire, das vielleicht an sich unschuldig ist, aber das mich dennoch vorzüglich ver-

anlaßte jene Schrift zu verderben. Ich wollte Euch nämlich vorher und ehe Ihr unterschriebt, von etwas in Kenntniß setzen, das ich gestern sah, und wußte kein anderes Mittel als die Schrift zu vernichten. Ihr hättet, so dachte ich, dann Zeit zu überlegen ob Ihr unterschreiben sollet oder nicht. — Ich ging," erzählte Klotar, „gestern als Ihr auswärts waret, im Thale Ben Hinnom nach dem ‚Berge des bösen Rathes' zu, um von dort die heilige Stadt zu überschauen. Unweit der Stätte, die Hakeldama heißt, sind einige Grabhöhlen. Ich trete in den Eingang einer derselben, und bemerke auf der Felswand einige alte, halb verlöschte Gemälde. Während ich diese betrachte, höre ich außerhalb der Höhle ein Gespräch zweier Menschen, das in saracenischer Mundart geführt wurde, und in welchem der Name: Saladin mehrmals vorkam. Die Stimme des Einen schien mir bekannt, dennoch wollte ich mich nicht bemerkbar machen, da ich allein und es fast Abend war. Ich trat also hinter einen Felsenvorsprung, wo ich überblicken konnte was außen vorging, ohne daß ich selbst gesehen werden konnte. Zu meiner Verwunderung sah ich hier den Ritter Ivo, der sich mit einem Greise unter-

hielt, der in Thierfelle und ziemlich abentheuerlich gekleidet war.“

„Da ist nichts Wunderbares dabei!“ fiel Guido lächelnd ein. „Jener Greis ist der Anachoret, der eines der Gräber bewohnt, und wie Ivo aus Armenien gebürtig ist. Ich habe den Mann gleichfalls schon gesehen, und es ist nichts weniger als auffallend, daß der Ritter mit diesem Manne sich über ihr gemeinsames Vaterland in saracenischer Sprache unterhält.“

„Dies würde mir auch nicht aufgefallen sein,“ sagte Klotar, „und ich habe in der That zuerst wieder daran gedacht als ich jenes Pergament erblickte. Ritter Ivo hatte das nämliche in der Hand als er mit dem Eremiten sprach, — ich erkannte es vorhin sogleich an der Art wie es zusammen gelegt war — und es war ganz augenscheinlich, daß der Inhalt der Gegenstand des Gespräches war, denn der Ritter zeigte mehrmals auf einige Stellen in demselben.“

„In der That, sehr sonderbar;“ versetzte Guido befremdet. — „Vielleicht hast Du Dich indeß getäuscht —“

„Gewiß nicht, Messire!“ rief der Page lebhaft. „Ich lebe und sterbe darauf, daß es dasselbe Blatt

ist. Ich war so nahe, daß ich bemerken konnte, daß es wie dieses nur zur Hälfte beschrieben war. Als ich es vorhin auf dem Tische liegen sah, so war ich sogleich auf diesen Umstand aufmerksam geworden, mir ward plötzlich so angst, ich glaubte es könnte Euch ein Nachtheil daraus erwachsen wenn Ihr unterschriebet, und als ich vollends bemerkte, daß die häßlichen Augen des Ritters so freudig zu funkeln begannen, so schüttete ich die Dinte auf das Pergament."

Guido ging einige Augenblicke nachdenklich im Zimmer auf und ab, dann sagte er ernst aber nicht unfreundlich zu dem Pagen:

„Ich danke Dir, Klotar, für die Anhänglichkeit die Du mir beweisest, aber ich muß Dich dennoch tadeln, daß Du Dich in Dinge mischest, die außer dem Kreise Deiner Obliegenheiten sich befinden. Der Ritter Ivo ist mein erprobter Freund, und ich will nichts weiter über ihn hören, was nachtheilig für ihn sein könnte. Für dieses Mal verzeihe ich Dir Dein Vergehen. Ich weiß es daß Du mich liebst, aber auch die Liebe muß zu schweigen verstehen, wo reden nur Unheil bringen kann."

Der Page schien von den letzten Worten des Ritters tief ergriffen.

„Ja," rief er mit herzzerreißendem Tone, „ja Ihr habt Recht! Auch die Liebe muß zu schweigen wissen, zu schweigen bis an den Tod."

Wie außer sich, und einen Strom von Thränen vergießend, eilte der Jüngling, ohne erst einen Wink seines Herrn abzuwarten, aus dem Zimmer. —

Zwei Tage später befand sich das Heer auf dem Wege nach dem Lager von Saffuri. Sybille war untröstlich als ihr Gatte zu Roß stieg, und ihr zum Abschiede mit der Hand winkte. Sie, die dem ihr besonders widerwärtigen Pagen kaum einen Blick gönnte, ergriff die Hand Klotars, der eben im Begriff war sich zu Pferde zu setzen.

„Wache über jeden seiner Tritte, sorge für die kleinsten seiner Bedürfnisse, und meine Gnade wird Dir niemals fehlen;" rief sie schluchzend.

„Es bedarf einer Anfeuerung nicht, Madame!" erwiederte der Page mit seiner gewöhnlichen stolzen Kälte. „Mein Blut für ihn! Mein Blut für das seine."

Mit den letzten Worten schwang er sich auf's Roß und jagte dem Ritter nach. —

Die Versammlung des Christenheeres im Lager von Saffuri begann unter sehr traurigen Auspicien. Saladin hatte einen kühnen Plan gefaßt. Fast einen Monat früher als man es vermuthete und ehe noch der Waffenstillstand abgelaufen war, hatte er ein nicht unbedeutendes Heer versammelt, und war, sobald der zu Ende gehende Vertrag es ihm gestattete, in Galiäa eingedrungen. Der König, auf die tapfere Vertheidigung der zwischen Naplus und dem See Genezareth liegenden Stadt Bethsan rechnend, erschrak auf's Heftigste als er hörte, daß die Bewohner beim Erscheinen des feindlichen Heeres diese verlassen, und sich nach Tiberias gerettet hätten. Die Streifparthieen der Saracenen rückten überdem mit solcher Schnelligkeit vor, daß bald Wolken ihrer leichten Reiterei das christliche Lager einhüllten, und alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten wurde. Die Anstrengungen des Marsches, der Kummer über diese Unfälle, hatten die Kräfte des Königs in wenig Tagen bereits erschöpft, und Balduin sah ein, daß es ihm, wenn der Sultan das Christenheer angriffe, unmöglich sein würde das letztere

in den Kampf zu führen. Eine Versammlung der Barone ward deshalb in dem Zelte des kranken Monarchen zusammen berufen. Wie überrascht war Guido, als Balduin erklärte, daß er sich nicht mehr im Stande fühle das Reich zu regieren, und das Heer zum Kampfe zu führen, er sei deshalb gesonnen einen Stellvertreter auf Ausübung voller königlicher Gewalt zu ernennen und stelle den Baronen als solchen seinen Schwager Guido von Lusignan vor! Was ihn selbst anlange, schloß der König, so bedinge er sich bis an's Ende seines Lebens blos die Stadt Jerusalem und ein Jahrgehalt von zehntausend Goldstücken aus. Das Entzücken Guido's erreichte den höchsten Gipfel, als nicht ein Einziger der Barone der Ernennung widersprach; selbst Roger du Moulin begnügte sich mit einem höhnischen Lächeln. Dennoch wäre Guido's Freude bald in Trauer verkehrt worden, als der König verlangte, daß er Angesichts der Barone ihm einen feierlichen Eid leisten solle, keines der Lehen oder sonstigen Güter der Krone zu veräußern. Diese Forderung widersprach geradezu dem von ihm zu Gunsten der mächtigsten Vasallen auf Ivo's Dringen ausgestellten Documente. Aengstlich blickte Guido im Kreise umher,

seine Augen suchten den Templer, als ob er von ihm einen Rath heischen wolle, wie diese Gegensätze ausgeglichen werden könnten. Des Documents zu erwähnen war unmöglich, eben so wenig konnte Guido einen so herkömmlichen als gesetzlichen Eid verweigern. Seine Angst steigerte sich, als er zwar Ivo erblickte, aber dieser so ruhig, und mit seiner gewöhnlichen kalt-höhnischen Miene vor sich hin sah, als ob ihn die Verlegenheit seines Freundes nicht im Mindesten kümmerte. Wie es schien hatte der Ritter indeß dennoch bereits für ein Auskunftsmittel gesorgt, denn der Tempelmeister Gerhard von Riderfort warf, indem er sich mehr wie gesprächsweise zu Balian von Ibelin wandte, einige Worte hin, welche andeuteten: Es verstehe sich von selbst, daß Sr. Gnaden der neuernannte Reichsverweser diesen Eid nur für die Lebenszeit des Königs zu leisten habe, da dem künftigen Thronfolger alle Rechte offen bleiben müßten. Schnell die Meinung des Sprechenden auffassend erhob Guido die Hand zum Schwur, und leistete den Eid. So wie er das letzte Wort gesprochen, fiel sein Auge wieder auf Ivo. Die Miene des Templers schien zu sagen: „Mit diesem Eide bist Du erst gänzlich mein

geworden, und wehe Dir wenn Du ihn zu brechen gedächtest!' — Ein dämonisches Lächeln blitzte aus dem düstern Auge Ivo's, und es wollte Guido bedünken, als ob er sich weit stolzer und herrischer als je aufrichte. —

Nachdem die Ernennung Guido's zum ‚Alter ego' des Königs so ruhig und ohne Widerspruch erfolgt war, ging die Versammlung zur Berathung über, was in der schwierigen Lage, in welcher sich das Heer der Christen befand, am Besten zu thun sei. Die Einen riethen das Lager trotz dem Mangel an Lebensmitteln so lange zu vertheidigen, bis Graf Raimund von Tripolis und Boemund von Antiochien, an welche man sich in der Noth gewendet hatte, Verstärkungen geschickt haben würden; die Mehrzahl schlug einen Rückzug vor. Guido theils einsehend daß die Vertheidigung um so schwieriger sein würde, als Saladin den Kampf nicht eher beginnen werde bis das Heer noch mehr durch Hunger geschwächt sei, theils den übeln Eindruck fürchtend den es machen könnte, wenn er in dem Augenblick seiner Erhebung zu einem Rückzug riethe, schlug vor noch drei Tage auf die Verstärkung zu warten, und wenn diese dann nicht anlange,

dem Sultan entgegen zu gehen, und ihm in der Ebene von Esdrelon, wo die schwere Panzerreiterei der Christen sich am Besten bewegen könne, eine Schlacht zu liefern. Guido drang um so lebhafter auf die Annahme seines Vorschlags, als die Blicke Ivo's ihm vollen Beifall spendeten. In der That machte der Antrag des jungen Reichsverwesers auf die Versammlung bedeutenden Eindruck. Wiewohl die Einen ihn bei der mehr als dreifachen Uebermacht des Sultans für allzuverwegen erklärten, die Andern meinten daß man durch eine noch weitere Entfernung von der Hauptstadt, diese den streifenden Horden der Saracenen blosstellen würde, so gefiel Allen doch die ritterliche Kühnheit des Jünglings, und der Sinn für solche war im Christenheer noch nicht so erstorben, als daß sich nicht eine Anzahl Anwesender gefunden hätte, die dieser beigestimmt hätten. Nach längern Debatten ward beschlossen, nur noch so lange auf die Verstärkungen zu warten, bis die eben vorhandenen Lebensmittel im Lager aufgezehrt worden, dann aber unverweilt auf den Sultan loszugehen, und ihn zur Schlacht zu zwingen. Jedenfalls gewann Guido durch seinen Vorschlag so viel, daß Mancher der seine Fähigkeiten bis dahin sehr

gering angeschlagen hatte, mit einer weit bessern Meinung von ihm die Versammlung verließ. —

Es giebt Momente in der Geschichte, in welchen das Schicksal mit Menschen von untergeordneten Gaben nicht nur ein ganz eigenthümliches Spiel zu treiben, sondern sie selbst für eine Zeitlang zu seinen Lieblingen erkoren zu haben scheint. Es ist dann als wolle es ihnen Gelegenheit geben sich auf eine höhere Stufe zu erheben, und in der That das zu werden, für was die Menge den vom Glück Begünstigten so leicht zu halten geneigt ist. In einer solchen Lebensphase befand sich Guido. Sein Rath, wäre er unmittelbar ausgeführt worden, würde das Heer unfehlbar in's Verderben gestürzt haben. Ein Feldherr von so großartigen Ansichten, so glänzendem Talent, so ausgezeichneter Tapferkeit wie Saladin, hätte an der Spitze eines fanatischen Heeres, dem die berühmte ‚gelbe Leibwache' des Sultans als Vorbild diente, die Christenschaar unstreitig auf's Haupt geschlagen, nachdem er sie bis auf einen ihm günstigen Punkt gelockt, dennoch hätte ein weit erfahrener Feldherr als Guido bei der Art und Weise, wie sich die Verhältnisse binnen ganz Kurzem gestalteten, keinen bessern Rath ertheilen

können. Schon nach vierundzwanzig Stunden erschien ein Kundschafter der sich durch das Heer des Feindes geschlichen hatte. Er brachte einen Brief von dem Grafen von Tripolis, in welchem dieser meldete, daß er selbst, Joscelin von Courtenay, Rainald von Chatillon so wie der Graf von Löwen und mehrere mächtige Bannerherren aus Frankreich und den Niederlanden die eben als Pilger in's heilige Land gekommen, an der Spitze von so viel Truppen herbeieilten, daß man dem Sultan nicht nur gewachsen, sondern selbst überlegen wäre. Schon den Tag darauf bemerkte man ungewöhnliche Bewegungen bei den Saracenen. Sie verkündigten daß die christlichen Hülfstruppen sich dem Lager näherten, und ehe noch die Nacht anbrach rückte die Vorhut derselben in dieses ein. Jetzt entstand ein großer Jubel. Das Heer bestand, wie man berechnen konnte, nun nicht weniger als aus dreizehnhundert Ritterfahnen und funfzehntausend Mann Fußvolk. Seit dem letzten Kreuzzuge war keine so starke Armee versammelt gewesen. Am folgenden Tage war es bis auf den letzten Mann auf den Höhen von Saffuri vereinigt. Von allen Seiten sehnte man sich nach dem Kampfe. Jeder glaubte des Sieges

bereits gewiß zu sein. Wirklich konnte ein solcher kaum bezweifelt werden. Der Sultan, das Anrücken so zahlreicher Verstärkungen nicht ahnend, hatte zu kühn den Jordan überschritten, und befand sich jetzt in einer Gegend, wo er zwischen dem See Genezareth und dem christlichen Lager eingekeilt war. Wäre Guido, nachdem er den Neuangekommenen nur vierundzwanzig Stunden Ruhe gegönnt, auf den Sultan losgegangen, hätte er Saladin auf dem Terrain, auf welchem dieser sich befand, eine Schlacht geliefert, so wäre dessen Untergang unvermeidlich gewesen. Dem Jüngling schien diese Idee vorzuschweben. Er brannte sich auszuzeichnen, und welcher Ruhm wartete des jungen erst einige zwanzig Jahre alten Oberbefehlshabers, wenn ihm gelang, was noch Keinem gelungen war, die Vernichtung des gefürchteten Saladin! — Um sich von der Stellung des Feindes Kenntniß zu verschaffen, recognoscirte er, an der Spitze eines kleinen Trupps Reiterei, diese letztere. Zu seinem Mißvergnügen bemerkte er, daß der Sultan die vorgeschobenen Beduinen- und Turkmannenschwärme etwas zurückgezogen hatte. Guido schienen dies Vorboten eines Rückzugs des Feindes. Unwiederruflich fest war

sein Vorsatz diesem zuvorzukommen. Er beschloß den Feind am folgenden Tage mit dem ganzen Heere anzugreifen. Zwar war es gewöhnlich, vorher einen Kriegsrath zu versammeln um die Meinung der Häupter des Heeres zu vernehmen, aber drängte nicht die Noth? Konnte nicht durch Zögern Alles versäumt werden? Ueberdies war Guido nur allzusehr bekannt, daß durch solches Berathen oft das Gegentheil von Dem, was man beabsichtigte, herbeigeführt worden war, ja daß Saladin selbst unter den Baronen Verbindungen hatte, und von den Berathschlagungen Kenntniß erhielt. Guido beschloß deshalb mit Anbruch des Tages ohne Weiteres den Befehl zum Vorrücken zu geben, und mit den Truppen des Königs und der Orden den Feind anzugreifen. Kam es dann zum Gefecht, so konnten die Vasallen mit ihrer Mannschaft nicht zurück bleiben. Eben beschäftigte er sich mit dem Plane zur Schlacht, als Ivo in sein Zelt trat.

„Ihr erkundetet heute den Feind;" sagte der Templer indem er sich auf einen Sessel warf. „Dies scheint auf den Vorsatz zu deuten ihn anzugreifen. Ich denke Ihr habt ihn aufgegeben."

„Keineswegeſ!" rief Guido lebhaft. „Morgen liefere ich ihm eine Schlacht."

„Bewahre!" ſagte Ivo kalt. „Es folgt Euch Niemand! Ihr müßt einen Kriegsrath zuſammenberufen, wenn Ihr nicht die Barone beleidigen wollt. Raimund ſagte vorhin zu Balian von Ibelin, ſeine Truppen müßten wenigſtens vier Tage ruhen, ehe er ſie in den Kampf führen könne, ſo ſehr wären ſie durch ſtarke Märſche abgehetzt."

„So wäre denn der Argwohn, daß der Graf mit dem Sultan in geheimen Verbindungen ſtehe, alſo dennoch gegründet!" rief Guido heftig.

„Meint Ihr daß dies der Fall ſei?" ſprach der Ritter kalt. „Nun es iſt immer klug ſich eine Thüre offen zu halten!"

„Dies kann Euer Ernſt nicht ſein!" rief Guido verdrießlich. „Mag er indeß zurückbleiben, mögen es auch die Andern thun. Sehen ſie uns im Kampfe, ſo greifen ſie dennoch an; im ſchlimmſten Falle decken ſie uns den Rücken. Ich beginne den Kampf mit den Truppen des Königs, denen vom Hoſpital und vom Tempel."

„Die letztern folgen Euch nicht! Ich habe es dem Meister widerrathen!"

„Was? Seid Ihr toll geworden?" rief Guido betroffen.

„Ich that es blos Euretwegen;" erwiederte Ivo mit großer Ruhe. — „So viel sehe ich wohl," fuhr er mit seinem gewöhnlichen eiseskalten Lächeln fort, „ein Staatsmann werdet Ihr nun und nimmermehr; so viel Einsicht aber traue ich Euch zu, mir folgende Fragen beantworten zu können. Der König kann nicht mehr vier Wochen leben. Gut. Der Knabe, der ihm auf dem Throne folgen soll, ist kränklich, er stirbt ihm nach. Auch gut. Wen meint Ihr wohl, daß die Barone lieber als König anerkennen werden: Einen Sieger den sie fürchten müssen, der sie alle im Zaume halten wird, der ihre Macht zu brechen suchen muß, wenn er die seinige sichern will, oder Jemand den sie zu gängeln, und einzuschüchtern gedenken? Natürlich den Letztern! Sie wären Narren wenn sie anders dächten. Nun geht hin, schlagt Saladin, den Einzigen der die Herren manchmal ein Bischen in Athem hält, macht Euch somit als Reichs=

verweser durch Euer Ansehn ihnen unangenehm, und wartet dann bis in die Ewigkeit, ehe sie Euch die erledigte Krone auf's Haupt setzen werden!"

„So meint Ihr denn, daß ich die günstige, nie wiederkehrende Gelegenheit, Saladin mit einem Schlage zu vernichten, vorbeilassen soll?" rief Guido heftig.

„Ich wüßte in der That nicht, wo, wenn Ihr den Sultan vernichtetet, Ihr dann in der Geschwindigkeit einen andern hernehmen wolltet; und er ist Euch doch so nöthig;" sagte der Templer phlegmatisch, indem er ein Bein über das andere schlug. „Haben die Barone keinen äußern Feind zu fürchten, so beschäftigen sie sich mit innern Zwistigkeiten. Vernichtet Saladin, und Ihr seid am längsten Oberbefehlshaber gewesen! Daß von der Krone Jerusalems dann vollends nicht die Rede sein kann, versteht sich von selbst. Die Leute, wie Balian und sein Anhang, wären die Letzten, einem Manne, den sie sich überlegen fühlten, die Krone auf's Haupt zu setzen! Amalrich war ihnen schon zu viel."

„Ich sollte die Schande auf mich nehmen, feig zu zögern, wenn es gilt mit Uebermacht einen Feind

auf für uns günstigem Terrain anzugreifen!" rief Guido.

„Wer sagt denn daß Ihr zögern sollt? Das Zögern wird sich schon von selber finden, sobald Ihr einen Kriegsrath zusammenruft;" sprach Ivo gelassen. „Die Frage steht nach meiner Meinung so: Wollt Ihr den Ruhm erwerben Saladin geschlagen zu haben, und dafür auf immer der Krone von Jerusalem entsagen, auch in wenigen Monaten, bei geringer Veranlassung, der Oberbefehlshaberstelle entsetzt sein, so greift morgen den Sultan an, und Ihr werdet Euren Zweck erreichen; wollt Ihr aber das vorgesetzte und von mir Euch hiermit nochmals verbürgte Ziel im Auge behalten, jenem listigen Raimund und den Baronen Sand in die Augen streuen, und wie ein kluger Spieler, der seinen besten Zug bis zuletzt aufspart, Euch für den Fall der Noth an Saladin eine Stütze sichern, so beruft einen Kriegsrath."

„An Saladin eine Stütze?" fragte verwundert der junge Mann.

„Glaubt Ihr nicht, daß der Sultan mindestens so viel in unserm Reich mitregiere, wie Balduin selbst?" fragte Ivo mit ganz eigenthümlichem Lächeln.

„Ich könnte Euch Manches darüber mittheilen, wenn es an der Zeit wäre!"

„Ihr meint also ich soll ihn entwischen lassen?" fragte Guido erstaunt.

„Ihr? — Nein! Dafür werden schon Andere sorgen. Beruft nur den Kriegsrath;" versetzte der Templer boshaft lachend.

„Es ist unmöglich, daß Jemand in demselben eine solche Meinung äußern könne!" rief Jener.

„Bewahre! Aeußern werden sie nichts dergleichen, sie werden blos so lange berathen, bis er über den Jordan hinüber ist;" versetzte Ivo ruhig.

„Meine Meinung ist," sagte er aufstehend und Guido unter den Arm fassend, „Ihr handelt folgendermaßen, und seid dann von allen Seiten gedeckt: Ihr sendet heute Nacht noch, und mit dem größten Aufsehn, Boten an alle Heeresfürsten. Ihr ladet sie ein sich morgen zur Berathung auf Burg Vieil Castel im Rücken des Heeres einzufinden. Dort eröffnet Ihr ihnen: daß Ihr Willens seid dem Sultan eine entscheidende Schlacht zu liefern, daß indeß, obwohl stolz auf das Vertrauen das sie Euch bewiesen, Ihr nichts ohne ihren weisen Rath hättet beschließen wollen.

Nun beginnen die Berathschlagungen. — Ich rechne daß diese etwa sechs bis sieben Tage dauern werden. — Raimund aus alter Freundschaft für Saladin, mit welchem er nur dann und wann, wie es wohl unter Freunden vorkommt, in Zwist geräth, Boemund und Balian weil sie Euch durch einen Sieg nicht zu mächtig werden lassen wollen, der Tempel aus andern Gründen, sind gegen eine Hauptschlacht; die vornehmen Fremden, um ihres Pilgergelübdes baldmöglichst quitt zu werden, die Frommen, und die welche sich den Beutel füllen wollen, an ihrer Spitze Rainald von Chatillon, sind dafür. Roger du Moulin sagt gleichfalls ‚Ja!' weil Gerhard von Ridersfort ‚Nein!' gesagt hat. Endlich geben die Ersten nach, eine entscheidende Schlacht wird beschlossen. — Saladin aber ist inzwischen über den Jordan hinüber. Daß er Euch, nach seiner sprüchwörtlich gewordenen Großmuth, für den Dienst, den Ihr ihm geleistet, gute Rechnung hält, dafür werde ich sorgen."

„Ihr?" sagte Guido verwundert.

„Ja, ich!" sprach der Templer kalt. „Das wie? geht Euch nichts an. — Uebrigens, Messire," fügte er ernst, fast drohend hinzu, „ist im Grunde

alles weitere Gerede unnütz. Ich hatte Euch versprochen, Euch zum Gemahl Sybillens, zum Reichsverweser und zum König zu machen, und Ihr sagtet mir zu unbedingt meinem Rathe zu folgen. Meine Zusage halte ich, haltet auch die Eure." —

Nur mit großem Widerwillen ging Guido auf den Rath des Templers ein. Noch im Laufe derselben Nacht beriefen Reitende die Heeresfürsten nach dem Schlosse Vieil Castel, aber da solche erst im Laufe des folgenden Tages dort zusammenkamen, so wurden die Berathungen erst mit dem Beginn des dritten begonnen. — Ivo hatte übrigens Alles richtig vorhergesagt. Die Berathungen zogen sich in die Länge. Jeder der Barone berücksichtigte nur den eigenen Vortheil. Raimund hätte durch ein einziges kräftiges Wort vielleicht den Ausschlag geben können, aber er hütete sich wohl es auszusprechen, und sagte, er überlasse die Bestimmung des Angriffs und die Zeit desselben allein der Entscheidung Guido's, die Stimmen derer die für augenblicklichen Angriff waren, wurden durch kleine, von Balian und dessen Anhängern hingeworfene Streitfragen, die mit vieler Weitläuftigkeit dann erörtert wurden, übertäubt, und

auf diese Weise acht unwiederbringliche Tage verloren. Als endlich jeder der Widersprechenden heimliche Nachrichten empfangen hatte, daß Saladin seinen Rückzug bereits vollführt habe, stimmten sie für den Kampf. Niemand von allen Heeresfürsten hatte ein offenes Spiel gespielt; den alten beutelustigen Rainald allein ausgenommen. Dieser hatte gleich beim Beginn der Berathungen erklärt: „Es sei ihm ganz einerlei, was man beschließe. Jedenfalls hoffe er dem Sultan, ehe er über den Jordan hinüber sei, ein paar Dutzend reichbeladener Kameele abzunehmen.‘ Diesen Vorsatz den er ‚bei Gottes Helmmütze‘ betheuerte, führte er auch richtig aus, denn ehe die Fürsten noch auseinander gegangen waren, war er mit seiner Schaar bereits hinter Saladin her, und trieb ihn so noch geschwinder, als er sonst wohl gegangen wäre, über den Jordan. — —

Kaum hatten die Angelegenheiten diese Wendung genommen, als sich nicht nur beim Heere, sondern auch zu Jerusalem ein lauter Schrei über die Unfähigkeit Guido's hören ließ. Raimund, Boemund, selbst die Gräfin Agnes, klagten laut über die Unschlüssigkeit Guido's, welche allein den bittersten

Feind des Reichs vom Untergange gerettet habe. Die letztgenannte herrschsüchtige Frau hatte indeß dabei nur ihren eigenen Vortheil im Auge, und sie bestimmte, um jedenfalls für den Todesfall des Königs den Anspruch Guido's auf den Thron zu vereiteln, den Monarchen dahin, den kleinen Balduin krönen zu lassen. Dies geschah auch, und Guido wurde dabei auf eine so auffallende Weise zurückgesetzt, daß er nicht einmal zur Huldigungsfeier, die dem königlichen Kinde bereitet wurde, eingeladen ward.

Da Balduin der Vierte nun auch die Krone niederlegte, und Raimund zum Vormunde des jungen Thronfolgers ernannt ward, so sah sich Guido dadurch mit einem Male abgesetzt.

Wie eben so viel Donnerschläge, wirkten die so schnell auf einander folgenden Unfälle auf den ohnehin haltlosen jungen Mann. Noch vor wenigen Wochen war er der Held des Tages gewesen, und jetzt wendete sich Jeder, der ihm früher geschmeichelt, das Außerordentlichste ihm zugetraut hatte, von ihm ab. Guido fiel in eine lebensgefährliche Krankheit, von der er sich erst in Monden erholte, und von welcher eine große Körperschwäche und tiefe geistige Niedergeschla-

genheit zurückblieb. Sybille, obwohl ihrem Gatten ergeben, liebte in ihm nur den schönen Mann, für seine geistigen Leiden hatte sie keinen Sinn, ja sie begriff kaum wie die erfahrne Zurücksetzung so großen Eindruck auf ihn machen konnte. Ging doch überhaupt des Lebens Schmerz nur wie ein Streiflicht an ihr vorüber. Als der kleine Thronfolger an dem Genuß einer Orange tödtlich erkrankte, als der Vormund desselben, der Graf Raimund, bestimmte: daß Joscelin den königlichen Knaben nach Askalon führen solle, weil die gesunde Seeluft dort günstig auf ihn wirken werde, fiel es der Mutter nicht ein den einzigen Sohn dorthin zu begleiten. Die Lustbarkeiten des Hofes, an denen sie mit aller Lust fröhlichen Lebens hing, hielten sie in der Hauptstadt zurück. Was Guido ganz besonders auffiel, war, daß von dem Augenblick an, wo sein Schicksal eine so ungünstige Wendung nahm, der Templer verschwand. Erst nach längern Fragen theilte ihm Gerhard von Riderfort mit, daß dringende Angelegenheiten des Ordens ihn veranlaßt hätten, den Ritter mit Aufträgen, die ihn für einige Zeit entfernt halten würden, bis an die entlegenste Gränze Syriens zu versenden. So

befand sich denn Guido ganz allein in Mitte einer ihm größtentheils feindlich gesinnten Umgebung. Der König Balduin der Vierte, dessen Auflösung von Tag zu Tag näher rückte, ließ ihn trotz aller Bitten nicht mehr vor sein Angesicht, die Barone behandelten ihn mit Geringschätzung, Sybille schwärmte in Lustbarkeiten, welche anzuordnen sie eine Meisterin war, Niemand zeigte mehr eine besondere Anhänglichkeit an Guido. Doch nein! Eine Seele gab es, die, je mehr Alles ihn zu verlassen Miene machte, sich desto inniger an ihn anschloß; es war sein treuer Page Klotar. Der sonst so träumerische, launenhafte Jüngling, bezeigte jetzt, neben der größten, regsten Aufmerksamkeit, die gränzenloseste Hingebung für die Person seines Herrn. Nicht nur, daß er während der langen Krankheit Guido's nicht von dessen Seite wich, die Tage an dessen Lager, die Nacht auf den Steinplatten des Vorgemaches zubrachte; auch später, als das körperliche Leiden dem geistigen Platz gemacht hatte, bewies er sich als den treuesten, den ergebensten aller Diener. Er bot alle kleinen Talente, unter denen das eines lieblichen Gesanges oben an stand, auf, seinen schwermüthigen Herrn zu erheiteren, und

wirklich bekannte Letzterer oft, daß er jeden heiterern Augenblick Klotar zu verdanken habe. Er behandelte ihn auch fortan weniger als einen Diener, wie als einen Freund, und er sagte dann oft mit trübem Lächeln: er sehne sich nur darum noch einmal dem Feinde gegenüber das Schwert zu entblößen, um wenn Klotar an seiner Seite gekämpft, ihm damit den Ritterschlag ertheilen zu können. Stundenlang unterhielt sich Guido in dieser Zeit mit seinem Pagen über Vorgänge des Tages, doch sah er bald daß er zwei Gegenstände zu vermeiden habe, weil solche den Jüngling stets auf die heftigste Weise aufzuregen schienen. Der eine war der frühe Tod Klotildens, der zweite der Charakter Ivo's. Schien der Jüngling, sobald die Rede auf die Schwester kam, von der tiefsten Wehmuth ergriffen, und stürzte er, wenn Guido von den fröhlichen Kinderjahren auf Burg Chateaublanc zu sprechen anfing, oft laut schluchzend zur Thür hinaus, so war dies freilich nicht zu verwundern, aber desto mehr fiel es Guido auf, daß selbst der Name Ivo's den jungen Menschen in die ungewöhnlichste Erregung versetzen konnte. Er nannte den Templer einen bösen Dämon, der Guido zu umgar-

nen suche, um ihn zu seinen Zwecken zu nutzen und dann zu verderben, und schloß gewöhnlich mit den flehendlichsten Bitten sich vor dessen Schlingen zu hüten.

Konnte auch Guido dieser Meinung nicht beistimmen — er war ja durch Ivo zum Gemahl Sybillens und zum Reichsverweser erhoben worden, — so war sein Herz dennoch voll Bitterkeit über die Art und Weise wie ihn der Templer, fast wie in bösem Vorsatz, zu einem Entschlusse genöthigt, dem er den Zustand der Erniedrigung, in dem er sich jetzt befand, allein zuschreiben mußte. Wirklich war letzterer von einer Art, daß auch nicht der geringste Anschein vorhanden war, daß er sich je wieder aus ihm erheben könnte. War Guido auch der Gemahl einer königlichen Prinzessin, ja selbst der Stiefvater des unmündigen Königs, so gab es dennoch im ganzen Reiche vielleicht nicht einen einfachen Rittersmann, der von geringerm Einflusse als eben Guido auf die Verwaltung des Landes gewesen wäre, und er fühlte dies so tief, daß er jede Gelegenheit scheute, wo er genöthigt war sich öffentlich zu zeigen. Stunden- ja tagelang befand er sich in seinem einsamen Gemach,

oder in einem schattenreichen Garten, der an den Palast stieß, und in dem er seinen schwermüthigen Gedanken nachhing. Eben erging er sich eines Tages in einem dunkeln Gange desselben, als er den weißen Mantel eines Templers durch die Zweige der Hecken schimmern sah. Er dachte an einen Besuch Gerhards von Riderfort, welcher so ziemlich der Einzige der Großen war, der Guido nicht ganz vernachlässigt hatte, und dem er deshalb nicht ausweichen konnte, als plötzlich — Ivo vor ihm stand.

„Ihr seid es!" rief Guido überrascht, und in einem Tone, der seinen Unwillen nicht verhehlen konnte. „Ich glaubte, wir würden uns nie mehr wiedersehen."

„Und warum glaubtet Ihr dies, Messire?" fragte der Templer mit seiner gewöhnlichen Ruhe.

„Warum? Himmel und Erde! Ihr seid ein sehr spashafter Frager;" fuhr Guido auf. „Ich war dieser Meinung wegen des vortrefflichen Rathes, den Ihr mir im Lager von Saffuri gegeben, oder vielmehr aufgenöthigt habt, und der für mich so herrliche Früchte trug."

„Das Fatum ist launisch, es macht manchmal

die besten Berechnungen zu nichte;" versetzte Ivo phlegmatisch. „Die Sache nahm für Euch durch meinen Rath einen üblen Ausgang, der im Grunde aber, wenn man das Für und Wider gehörig erwägt, dennoch ein guter zu nennen ist."

„Ein guter?" rief Guido mit Heftigkeit. „Ich bin gänzlich zu Grunde gerichtet."

„Ja, das ist wahr! Eure Stellung, wie sie eben ist, ist miserabel. Das thut aber nichts. Wer heute unten ist, kann morgen oben sein."

„Ich danke Euch für diesen elenden Trost, und ersuche Euch ihn zu sparen, wenn Ihr keinen bessern habt!" rief Guido empört über die Gefühllosigkeit Ivo's.

„Ich habe aber einen solchen, und Ihr werdet dies um so eher glauben wenn Ihr erwäget, daß ich gewiß sonst eher fern geblieben, als um zu nichts führende Vorwürfe, die ich von Euch erwarten konnte, einzusammeln gekommen wäre;" versetzte Ivo mit der größten Gelassenheit. „Der Zweck meines Erscheinens ist nämlich, mit Euch und Eurer Gemahlin Verabredungen zu treffen wie es am Einfachsten zu veranstalten, Euch, wie es nöthig werden dürfte, zum

König von Jerusalem krönen zu lassen. — Ihr erstaunt? Ihr haltet meine Rede für ungereimt, die Sache für unmöglich? Ich dachte es wohl, deshalb sprach ich zuerst mit Eurer Gemahlin davon und komme eben von derselben."

Ohne ein Wort hervorbringen zu können, sah Guido den Sprechenden mit allen Zeichen des Erstaunens an.

„Ich reis'te," sprach Ivo ohne von dem Staunen Guido's Notiz zu nehmen, „über Askalon, ich hörte daß der junge König wieder kränker geworden sei, und überzeugte mich daß er höchstens noch vierzehn Tage zu leben habe. Die Leute sagen er habe Gift bekommen, Einige meinen Raimund selbst habe es ihm beigebracht. Ich ließ sie natürlich bei diesem Glauben, denn wenn es auch nicht wahr ist, so schadet es dem Grafen, und uns muß es Nutzen bringen. — Ist der Knabe vergiftet worden, so kann es Raimund ja überdies eben so gut gethan haben wie ein Anderer; genug das Gerücht war mir nicht unangenehm. — Ich sah nun daß keine Zeit zu verlieren sei, wenn Ihr König von Jerusalem werden sollt, und begann meine Maßregeln darnach

zu nehmen. Zuerst sprach ich also mit Joscelin von Courtenay —"

„Wie? Mit diesem? — Das habt Ihr gut gemacht! Der Mann haßt mich von ganzer Seele;" sprach Guido.

„Nein, er vernachlässigt Euch blos, und darauf gründete ich eben die Hoffnung Euch zu nützen;" erwiederte Ivo, sich gemächlich auf eine Ruhebank niederlassend. „Die Empfindlichkeit des eitlen Mannes, der sich von Raimund nicht genug geehrt glaubt, war leicht aufzustacheln. — Doch was soll ich Euch weiter mit unsern Verhandlungen langweilen! Genug ich habe mit ihm abgeredet, daß er, sobald sein Zögling todt ist, den Leichnam den Templern von Askalon übergiebt, um ihn zur feierlichen Beisetzung in der Gruft der Könige hierher zu bringen und dann in einer Versammlung der Barone, die Raimund, durch ihn auf mein Anstiften dazu beredet, zusammenberufen wird, die Herren sich mit allerlei Dingen so lange beschäftigen läßt, bis wir hier mit unserm Vorhaben im Reinen sind."

„Und dieses —" begann Guido.

„Während die Barone berathen, wen von den

Fürsten des Abendlandes sie auf den Thron berufen sollen, setzen wir Eurer Gemahlin, der Tochter Amalrichs, und diese Euch, hier in Jerusalem die Krone auf."

„Sturmeswehen Eure Worte! Die Sache ist unmöglich. Joscelin wird Euch dies schon gesagt haben;" rief Guido.

„Anfangs ja, aber er ward bald anderer Meinung;" versetzte Ivo. „Er fand die Unternehmung kühn, aber nicht unausführbar. Sie bedarf blos des Kopfes und der Faust eines Mannes, und — Messire, ich hoffe Ihr seid ein solcher."

In den letzten Worten lag ein so schneidender Anklang von Hohn und Verachtung, daß Guido, heftig davon angeregt, ausrief:

„Zeigt mir die Möglichkeit des Gelingens, und ich setze Blut und Leben an die Sache, aber die Schande einer mißlungenen unsinnigen Unternehmung mag ich nicht auf mich laden."

„Daß sie nicht unsinnig ist seht Ihr daraus, daß ich es war, der den Plan entwarf, und daß Joscelin, Rainald und Gerhard von Riderfort bereits darauf eingingen;" versetzte Ivo mit Kälte.

„Wie? Rainald, und der Tempelmeister?“ rief Jener erstaunt.

„Ja, es wird viel Geld kosten! Wir nehmen es aber von denen die sich uns widersetzen, und die wir deshalb in die Acht erklären;“ erwiederte der Templer gemüthlich. „Jemand muß doch die Zeche bezahlen, und Ihr habt nichts. — Sobald hier unser Wirken beginnt, vertreibt man die Besatzung von Berytus, Eure Vasallen zu Accon und Joppe, die nach dem Tode des Königs nicht mehr durch ihren Eid an die höhere Lehnspflicht gebunden sind, pflanzen Eure Farben auf, und die Mannen Rainalds, wie die des Tempels und des Hospitals, unterstützen hier die Bewegung.“

„Ihr rechnet auf Roger du Moulin? — Unmöglich!“ rief Guido.

„Meint Ihr, daß wenn der Wolf an einem fetten Wilde nagt, der Bär appetitlos zusehen werde?“ erwiederte Ivo höhnisch lachend. „Er wird sich ein wenig sperren, und — dann eine noch größere Portion als Jener verlangen.“

„Ihr denkt den klugen Raimund zu überlisten?“ rief Guido lebhaft. „Er wird ahnen was vorgeht —“

„Nicht daran zu denken! Er traut Euch diesen Schritt nicht zu;" sagte Ivo wegwerfend.

„Sie werden auf die erste Nachricht sogleich protestiren!"

„Unterdessen krönen wir Euch;" erwiederte Ivo.

„Sie werden den Heerbann zusammenrufen, uns angreifen!"

„So thun wir sie durch den Legaten in den Bann!" versetzte der Templer gähnend. — „O Gott, Messire, es bestreitet ja Niemand, daß sie noch Dies oder Jenes thun können, oder thun werden, aber so viel ist sicher, daß wir nichts Besseres wünschen können, als daß Jeder von ihnen nur halb so viel Bedenken habe als Ihr. Dann kö nten wir hoffen daß gar nichts geschieht! — Jetzt aber, Messire, seid so gut und wählt, ob Ihr König von Jerusalem werden wollt oder nicht. Wir krönen sonst Eure Gemahlin allein, und es wird uns angenehm sein, wenn Ihr als Zeuge der Ceremonie beizuwohnen gedenkt."

Die Art und Weise wie der Templer die letzten Worte sprach, zeigten von einer solchen Geringschätzung, daß sich Guido dadurch im Innersten empört fühlte.

„Zweifelt Ihr an meinem Muthe, Herr," fuhr er heftig auf, „so kann ich Euch nur erwiedern, daß ich bereit bin mich mit Jedem zu messen, der dazu Lust hat! Nicht der Kampf ist es den ich scheue, es ist vielmehr die Besorgniß, daß es zu keinem Kampfe kommen, sondern die Unternehmung ohne einen solchen verunglücken könnte. Nach den Erfahrungen, die ich durch Befolgung Eures Rathes bereits gemacht, wäre es mir auch nicht zu verargen, wenn ich diesem mißtraute und von einer Sache mich fern hielte, deren glücklicher Ausgang sehr zu bezweifeln ist; indeß es handelt sich hier nicht um mich allein, es handelt sich um die Rechte Sybillens — und so sagt was ich thun soll."

„Ihr, Messire?" rief der Templer mit stechendem Blick. „Vor der Hand gar nichts. Kommt es später zum Kampf, so kämpft für die Rechte Eurer Gemahlin, außerdem laßt Euch ruhig zum König krönen. — Eins, Messire, aber bitte ich Euch zu bedenken, nämlich: daß wir einen Pact abgeschlossen haben."

„Der mich aber nicht zur willenlosen Puppe machen darf!" rief Guido hitzig.

„So viel ich mich erinnere, war von solchen

Nebenbedingungen nicht die Rede!" sprach Ivo mit Eiseskälte. „Ich versprach Euch die Hand Sybillens, den Kommandostab des Reichsverwesers und die Krone des Königs; Ihr dagegen gelobtet meinem Rathe unbedingt nachzukommen."

„Auch die größten Güter der Erde können zu theuer erkauft werden, und das höchste Gut ist die Ehre!" rief Guido lebhaft.

„Ich entsinne mich nicht, daß Ihr diese Bemerkung gemacht hättet, als wir unsern Pact abschlossen;" sprach der Templer im vorigen Ton. „Es würde indeß zu nichts führen über dergleichen zu streiten und späterhin wäre es sogar von meiner Seite gegen den Respect. Ich begnüge mich demnach Euch blos zu sagen: daß ich es nicht vortheilhaft für Euch hielte, wenn Ihr unter diesem oder jenem Vorwande unser Abkommen zu vergessen trachtetet. — Da aber alle Erörterungen dieser Art uns zu weit von unserm Ziele abführen könnten, ja auch wohl zu spät kämen, so laßt uns lieber an die Ausführung unsers Plans denken. Um für diese Sorge zu tragen, habe ich so eben mit Eurer Gemahlin verabredet, daß der Patriarch, der Tempelmeister, Rainald von Chatillon,

der bereits angekommen sein muß, Ihr und ich, uns heute mit Anbruch der Nacht in Euren Zimmern zusammenfinden wollen, um dort das Weitere zu beschließen."

Die Sicherheit, mit der Ivo von dem Unternehmen sprach, die Rücksicht auf die Rechte seiner Gattin, die Aussicht auf die Krone, Alles zusammen ließ Guido die Sache endlich aus einem andern Lichte betrachten. Längere Zeit unterredete er sich noch mit Ivo über dieselbe, und mit jedem Worte des Letztern ward ihm die Ausführbarkeit des Planes einleuchtender. Ehe ihn der Templer verließ, war das frühere Verhältniß zwischen Beiden wieder hergestellt. — —

Alle die kühnen Schritte, welche auf Ivo's Rath und zufolge seiner klaren Darlegung, an diesem Abende von den Versammelten beschlossen wurden, gelangen auf's Vollständigste. So wie die Nachricht von dem Tode des königlichen Kindes erscholl, setzten sich die Räder der von dem Templer so klug berechneten Maschinen in Bewegung. Joscelin legte zu Accon die Larve ab, schloß die Thore und verjagte die Besatzung Raimunds aus Bairut, die Vasallen Guido's pflanzten zu Joppe das Panier ihres Herrn anstatt

des königlichen auf, Rainald von Chatillon eilte mit seinen kriegs- und beutelustigen Söldnern nach der Hauptstadt. Als der Leichnam des königlichen Kindes, von den Templern geleitet, zu Jerusalem ankam, verbreitete sich unter dem Volke das Gerücht, der kleine König sei an Gift gestorben, und der Regent, Graf Raimund, sei der Mörder. So grob auch die Verläumdung ersonnen war, maß das Volk ihr dennoch Glauben bei, und dieser Glaube ward noch dadurch erhöht, daß der Graf die Leiche nicht nach Jerusalem geleitet hatte. Der Anblick der an dem Grabe des Kindes weinenden Mutter, der Tochter und Enkelin einer langen Reihe von Königen, war, so schnell sich auch Sybille über den Verlust tröstete, geeignet Theilnahme für sie einzuflößen, und laut sagte das Volk der Hauptstadt: daß Niemand als die Prinzessin würdig sei die Krone Jerusalems zu tragen. Die übel berechnete Vorsicht Raimunds, vom Schauplatz der Begebenheiten sich fern zu halten, begünstigte die Pläne der Anhänger Sybillens ungemein. Wäre der Graf an der Spitze der Vasallen von Tabaria gegen Jerusalem gerückt, so würde er durch einen raschen Angriff jene vielleicht im Keim

erstickt haben; vertrauend auf sein Regentschaftsrecht, berief er aber die Barone zu einer Versammlung nach Naplusu. So wie die Nachricht davon zu Jerusalem eintraf, erließ Sybille eine von Ivo entworfene Bekanntmachung, in welcher sie dem Grafen von Tripolis und den Reichsständen ihre bevorstehende Thronbesteigung anzeigte, und sie aufforderte, zu Jerusalem zu erscheinen um ihr den Huldigungseid zu schwören. Als diese Proklamation zu Naplus ankam, machte die Kühnheit derselben auf die sonst so hochfahrenden und widerspenstigen Vasallen den tiefsten Eindruck. Vielleicht würden die Thore der Hauptstadt sich ohne Widerstand geöffnet haben, wenn die Barone selbst ohne Heer, nur mit ihrem gewöhnlichen Gefolge, vor denselben erschienen wären, aber vermöge eines sonderbaren Widerspruchs mit ihrem Charakter, begnügten sie sich zwei vornehme Prälaten mit Vorstellungen abzusenden, indem sie vorschlugen, die Verfügung über die Krone dem Papste und den drei größten Monarchen des Abendlandes anheimzuzu stellen. Sie erinnerten, daß König Balduin der Vierte auf seinem Todtenbette dies Verfahren so angeordnet, und die Stände es eidlich acceptirt hätten. —

So schwach auch die Demonstration der Barone war, so machte sie dennoch großen Eindruck. Der Großmeister des Hospitals erklärte, daß er, ohne sich eines Meineids schuldig zu machen, nicht in die Krönung Sybillens willigen könne. Die Prinzessin, dadurch eingeschüchtert, wollte bereits Alles aufgeben, da trat Guido, von Ivo angefeuert, plötzlich auf und sagte: man sei allzuweit gegangen um noch zurückzutreten zu können, und man müsse, um Alles zu gewinnen, das Aeußerste wagen. Der Tempelmeister und der Patriarch stimmten ihm bei. Sogleich befahl Guido die Thore zu schließen, die Burg und die festen Plätze zu besetzen, und in der Stadt durch Herolde zu verkündigen, daß am folgenden Tage die Prinzessin in der Kirche des heiligen Grabes feierlich gekrönt werden solle. — Eine dumpfe Betäubung bemächtigte sich der Bevölkerung der Hauptstadt, als die Bürger derselben am folgenden Morgen, einem gleichfalls öffentlich verkündigten Befehle zufolge, sich nach der Kirche des heiligen Grabes begaben, und dort alle Zugänge mit Bewaffneten besetzt fanden. Drohend betrachteten sich die Ritter des Tempels und die des Hospitals. Jeden Augenblick, so meinte

man, würde ein Kampf losbrechen, die heiligen Orte zu Stätten blutigen Gemetzels entweiht werden. Erst als man den Großmeister Roger du Moulin in der Nähe der Prinzessin gewahrte, begann man sich zu beruhigen. Sybille hatte, als sie sich, umgeben von ihrem Gefolge, an der Seite Guido's nach der Grabeskirche begab, nicht, wie es herkömmlich, eine Krone auf dem Haupte. Das Schatzgewölbe, in welchem die Reichskleinodien verwahrt wurden, befand sich in der Kirche selbst, es stand unter der Obhut der beiden Orden, und die Großmeister waren im Besitz der Schlüssel. Mit lauter Stimme forderte der Patriarch die letztern. Aller Augen blickten mit Erwartung auf Gerhard von Riderfort und Roger du Moulin. Ein Verweigern von Einem oder dem Andern der beiden Männern, die sich stets so feindlich gegenüberstanden, konnte zum Aeußersten führen. Es war ein verhängnißvoller Augenblick. Der Tempelmeister gehorchte der Aufforderung sogleich. Roger du Moulin zauderte einen Moment, dann griff er wie unwillig in den Gürtel, und schleuderte den Schlüssel auf den Altar. Alles athmete freier. Die Einen glaubten, der Meister des Hos-

pitals habe sich aus Furcht gefügt, Andere, die ihn besser zu kennen meinten, hielten die anfängliche Weigerung nur für ein abgekartetes Spiel und wurden in dieser Ansicht bestärkt, als er weiter keinen Einspruch that, oder sich entfernte. Jetzt ließ der Patriarch die Schatzkammer öffnen, er nahm zwei Kronen heraus. Alle herkömmlichen Gebräuche wurden nun vollzogen und Sybille feierlich gekrönt. Als die Anwesenden die Prinzessin mit lautem Zuruf als Königin begrüßt hatten, trat der Prälat auf's Neue vor sie hin. Mit lauter Stimme erinnerte er sie an die Nothwendigkeit, als eine Frau sich einen Gehülfen zur Führung der schweren Regierungsgeschäfte zu erwählen, und zeigte sodann auf die zweite Krone. Mit Entzücken blickte Sybille auf Guido, der heute in aller Männerschöne, die noch durch die Heiterkeit seines freudestrahlenden Antlitzes und den Prunk der Kleidung gehoben ward, glänzte. Sie ergriff die Krone, und indem sie solche auf das Haupt des vor ihr auf die Knie sinkenden Gatten setzte, rief sie laut: „Wo könnte ich einen Würdigeren finden als meinen Gemahl? Er empfange sie aus meinen Händen."

Das ‚Te Deum laudamus' und die Zurufe des Volkes brachen sich an den Gewölben des Tempels. — —

Der Rest des Tages verging der Hauptstadt unter rauschendem Jubel. Mancher hatte ihn mit bangen Erwartungen anbrechen sehen; diese hatten sich nicht erfüllt. Sybille war ganz glücklich. Ihr leichter Sinn erblickte alle Gefahren als für immer entfernt; sie sah sich nur auf einem glänzenden Throne, und ihr zur Seite saß der schönste aller Männer des Morgenlandes. Die Freude, der Glanz, der Jubel des Augenblicks ließen auch Guido vergessen, was eine nahe Zukunft in ihrem Schooße bergen könne, und als Ivo Abends in sein Kabinet kam, um ihm mit einer affectirten Ehrfurcht und Unterwürfigkeit zu seiner Erhebung Glück zu wünschen, warf er sich an die Brust des Templers, und versicherte ihm, wie er es nie vergessen werde, daß er ihm allein sein Glück verdanke. — —

Lange ging der neue Monarch noch in seinem Gemache auf und ab. Das Blut wogte ihm zu heftig durch alle Adern, als daß er hätte sein Lager suchen können. Er durchlebte im Geist noch einmal die

vergangenen Jahre, sie erschienen ihm wie ein Traum. Er sah sich auf dem Gipfel eines Glückes, das er nie für möglich gehalten hatte. Plötzlich öffnete sich die Thüre und Klotar trat herein. Schweigend ging er auf Guido zu, er warf sich auf die Knie, weinte heftig und drückte einen Zipfel des Mantels des Königs an die Lippen. Guido bemerkte die mächtige Bewegung, die in dem Innern des Jünglings stattfand.

„Du kommst mir Glück zu wünschen, lieber Klotar!“ sagte er gütig, indem er ihm die Hand zum Kusse reichte. „Es bedarf keiner Worte;“ setzte er hinzu, als er bemerkte daß der junge Mensch vor Rührung unfähig war zu sprechen. „Ich weiß daß Du es gut mit mir meinst. Wie wäre es auch anders möglich! Du weißt, daß ich Dich liebe. Du bist ja mein Jugendgespiele, und was mehr als Alles ist, der Bruder Klotildens.“

„O Sire! — Sire!“ stammelte der Page, und seine Thränen strömten noch heftiger.

Plötzlich ermannte er sich, und stand rasch vom Boden auf.

„Verzeihung, Sire,“ sagte er, seine Rührung

gewaltsam niederkämpfend, „daß ich es wagte ungerufen vor Euer Gnaden zu erscheinen. Ich glaubte Euch etwas berichten zu müssen, was vielleicht von Wichtigkeit sein dürfte. — Als ich vorhin aus dem Vorzimmer über den Gang kam, der nach der großen Treppe führte, sah ich in einer dunkeln Ecke dies Blatt schimmern. Ich las es, und obwohl der Inhalt mir nicht ganz klar ward, da er in arabischer Sprache geschrieben ist, so konnte ich doch so viel davon entziffern, um auf die Meinung zu kommen, daß es nöthig sei es Euer Gnaden ungesäumt zu übergeben."

Klotar übergab Guido mit den letzten Worten ein in Briefform zusammengefaltetes, jedoch noch nicht mit einer Aufschrift versehenes, und ungesiegeltes Blatt. — Der König entfaltete es sogleich. Die Schrift war unregelmäßig und flüchtig. Er las:

‚Heil dem Schatten Allahs, dem Fürsten der Gläubigen!'

‚Heute hat die Krönung stattgefunden. Morgen kommt die Nachricht davon nach Naplus. Zwist und Verwirrung wird losbrechen. Versammle schleunigst das Heer und führe es über den Jordan. Wenn

Du nicht säumst, so müssen sie alle Bedingungen eingehen, die Du ihnen vorschreibst. Wo nicht, so greife sie an ehe sie sich vereinigen, und Du wirst das Banner Allahs auf dem Zion wehen sehen. Dein Sklave Abd el Khalil.'

„Ich danke Dir, lieber Klotar;" sagte Guido als er den Brief gelesen hatte. „Wie es scheint, hat einer der arabischen Scheiks, die sich heute bei mir einfanden, diesen Zettel verloren. Es darf uns nicht wundern, unter diesen Leuten Verräther zu finden, giebt es dergleichen doch im Christenheere."

„Die Schrift, Sire, rührt von keinem dieser Häuptlinge her;" versetzte der Page mit Bestimmtheit. „Der Letzte derselben verließ den Palast noch vor dem Anbruch der Dunkelheit. Bis dahin konnte der Zettel nicht unbemerkt bleiben."

„Seit dieser Zeit aber hat Niemand mehr mein Gemach betreten;" bemerkte der König.

„Einer dennoch, Sire, und nur von diesem kann der Zettel sein! Ich weiß gewiß, daß er vor dessen Erscheinen nicht auf dem Gange lag. Nach ihm aber ist Niemand mehr gekommen, oder wegge-

gangen;" versetzte der Page mit dem Tone der Ueberzeugung.

„Und dieser? — Wen meinst Du damit?" fragte der König lebhaft.

„Den Templer Ivo;" sagte Klotar mit fester Stimme.

Mit einem Ausrufe des Unwillens unterbrach Guido den Jüngling.

„Ich muß Dich auf's härteste tadeln, Klotar," sprach der König mit gerunzelter Stirn, „daß Du aus einem so blinden als unerklärbaren Haß einen Mann von Verdienst verläumdest, über den Du Dich nicht im Mindesten zu beklagen hast, und daß Du ihm auf die widersinnigste Weise ein Verbrechen schuld giebst, das er gar nicht begangen haben kann. Der Schreiber jenes Briefes ist augenscheinlich ein Saracene, und sogar sein Name stehet unter dem Briefe. Ein Benehmen wie das Deine gegen den Ritter, ist in keiner Weise zu entschuldigen. Von dem Bruder Klotildens habe ich es in der That anders erwartet. Deine Schwester würde nicht so gehandelt haben."

„Ja, Sire, beim lebendigen Gott, sie hätte eben so gehandelt!" rief der Jüngling, seine Hände wie

zum Schwure erhebend. „Der Eid den sie Euch beim Abschiede geleistet, der Schwur: Euch bis zum Tode getreu zu sein, hätte sie schon dazu verpflichtet, selbst wenn Eure Liebe erloschen gewesen wäre.“

Der Jüngling erschien in einer solchen Aufregung, daß alle seine Glieder zitterten, und seine Stimme bebte.

„Ich will dem treuen Diener, dem Jugendgefährten, dem Bruder Klotildens, nicht zürnen, wenn er sich eine Anklage erlaubt, die mindestens unbesonnen genannt werden muß, da sie alles Grundes entbehrt;“ sagte der König ernst aber theilnehmend. „Mag der von Verrätherhand geschriebene Zettel von Jemand verloren, oder mit Vorsatz und aus böser Absicht hingeworfen worden sein, Ivo hat auf keinen Fall Theil daran. Der Ritter ist Christ, ist Templer, der Schreiber des Briefes, dessen Name überdies unter dem Blatte steht, ist Saracene. Du siehst, die Sache ist unmöglich.“

„Ich sehe ein,“ sagte Klotar ruhiger geworden, „daß der Anschein gegen meine Behauptung ist. Könnte ich diese auch durch Vermuthungen, die längst in mir aufstiegen, unterstützen, so will ich dies

dennoch unterlassen. Vielleicht täusche ich mich, und in diesem Falle würde ich mich an dem Ritter, gegen den einen unüberwindlichen Widerwillen zu haben ich nicht läugne, schwer versündigen. Uebrigens würde ich bei Findung dieses Zettels nicht an ihn gedacht haben, wenn er mir nicht bei zwei früheren Gelegenheiten bereits verdächtig geworden wäre."

„Und diese?" fragte Guido über die Hartnäckigkeit des Pagen den Kopf schüttelnd.

„Es war am Abend vorher, ehe Euer Gnaden sich aus dem Lager von Saffuri nach Vieil Castel begaben, als ich, um ein wenig frische Luft zu schöpfen, außerhalb einiger Pfeilschußweiten von den Zelten spazieren ging. Ich erblickte einen Mann in weißem Mantel, der ohne mich zu bemerken hastig einem Wäldchen zueilte, als ob er dort Jemand erwarte. Aus Neugier ging ich nach, und erkannte dort den Ritter Ivo, der sich mit einem Saracenen längere Zeit unterredete, worauf Letzterer rasch davon eilte und sich im Dickicht verlor."

„Es wird ein Scheik unserer arabischen Hilfstruppen gewesen sein;" bemerkte der König.

„Nein;" versetzte Klotar. „Diese tragen den

Mantel mit einem Strick von Kameelhaar am Haupte befestigt, der Fremde trug einen Turban, und, täuschte mich die Dämmerung nicht, gelbe Kleidung."

„Und die zweite Gelegenheit, die Du erwähntest?" fragte der König.

„Nur bei der ersten bin ich meiner Sache gewiß, die andere würde mir nicht verdächtig erschienen sein, wenn ich nicht durch jene auf Ivo aufmerksam geworden wäre;" erwiederte der Page. „Als Prinz Balduin zuerst erkrankte, war es von dem Genuß einer Orange, von welcher nicht ermittelt werden konnte, von wem er sie erhalten. Als der Prinz, halb genesen, einst im Garten spielte, ging der Ritter Ivo vorüber, und plötzlich rief das Kind: ‚Das ist der Mann, der mir eine Orange gegeben hat!'"

„Kein Wort weiter, Klotar!" rief der König heftig. „Ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen, und Deine Abneigung, läßt Dich einen Mann verläumden, dessen Verdienste unläugbar, und von mir nach ihrem Werthe anerkannt sind. Ich will es Deiner Liebe und Treue zu mir zuschreiben, daß Du es für angemessen hieltest, Deinem Verdachte Worte zu geben, aber ich verbiete Dir, bei meiner

Ungnade, gegen irgend Jemand mit einem Worte dessen zu erwähnen, was Du mir eben mitgetheilt hast. Eben so will ich nicht, daß Du ferner noch etwas zu mir von dem Ritter sprichst, was dessen Ehre nachtheilig wäre. Ich habe Proben, unläugbare Proben von seiner Treue und Anhänglichkeit."

Der König machte bei den letzten Worten eine rasche fast unwillige Bewegung mit der Hand, durch welche er dem jungen Menschen andeutete sich zu entfernen, und bestürzt verließ Klotar das Zimmer.

„Es ist nicht möglich! Ein blinder Haß verblendet ihn;" sagte Guido zu sich selbst, als er allein war. „Der Zettel? Es hat ihn Jemand hingeworfen, um mir Unruhe zu machen. Lächerlich! Ueberdies steht ja der Name des Elenden darunter, der ihn geschrieben hat, wenn es Ernst ist. — Das Gerede des Kindes? — Man hat so viel über die Sache gesprochen, ohne etwas Näheres zu erfahren. — Die Unterredung Ivo's mit einem Saracenen in gelber Kleidung? — Gelb ist die Farbe der Leibwachen Saladins. — Gelogen hat Klotar wohl nicht, aber die Dunkelheit hat ihn getäuscht. Nein, es lohnt nicht darüber nachzuforschen!"

So sehr Guido sich auch bemühte, sich von dem gänzlichen Ungrunde der erhobenen Anklage zu überzeugen, so konnte er dennoch den Gedanken an ein so sonderbares Zusammentreffen von Umständen sich nicht aus dem Sinne schlagen, und er entschuldigte endlich den Pagen, dem es eben so gegangen zu sein schien, bei sich selbst. —

Die Nachricht von der vollzogenen Krönung Sybillens kam zuerst durch einen jungen als Mönch verkleideten Krieger, den die Barone nach Jerusalem gesendet hatten, nach Naplus. Eine Kühnheit dieser Art hatte Niemand für möglich gehalten. Der Unwille und das Erstaunen war grenzenlos. Selbst der Stiefbruder Guido's, Galfried von Lusignan, rief in offener Versammlung: ‚Wenn sie Den zum Könige gekrönt haben, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn sie nächstens einen Gott aus ihm machen!‘ Balduin von Ramleh aber sagte: ‚Unter einem solchen Könige kann das Reich nicht ein Jahr bestehen.‘ Er schloß damit, daß er die dringende Nothwendigkeit schneller und kräftiger Maßregeln zeigte, indem er behauptete, daß es Guido nicht an Anhängern

fehlen werde, die seine Gewalt zum Verderben des Staats mißbrauchen würden. —

So drohend nun auch die Aussichten für das neugekrönte Paar waren, und obgleich die Gegner sich Mühe gaben, in Honfroi von Toron, der eine jüngere Tochter Amalrichs, die Prinzessin Isabelle, geheirathet hatte, einen Gegenkönig aufzustellen, so gestaltete sich dennoch bald Alles günstig. Das Volk nahm laut Parthei für Sybille und Guido, und zwar that es dies auf so entschiedene Weise, daß selbst Honfroi erschreckt nach Jerusalem eilte, sich Sybillen und Guido zu Füßen warf, und ihnen den Huldigungseid leistete. Durch diesen unerwarteten Zwischenfall ward die Hoffnung der Barone, Guido stürzen zu können, gänzlich erschüttert. Sie hatten nur zwischen einem Bürgerkriege oder der Anerkennung Guido's zu wählen, und — sie unterwarfen sich. Alle erschienen, um dem Königspaare den Eid der Treue zu schwören, nur Balduin von Ramleh konnte es nicht über das Herz bringen, sich vor dem Manne, den er aus dem Staube sich hatte erheben sehen, zu beugen. Der stolze Rittersmann verleugnete nicht seinen ungebundenen Sinn. Ehe er die Hand zum

Schwure erhob, redete er den König an. „Ich leiste Euch den Eid, König Guido!“ rief er aus, „aber unter der Bedingung: nie Euer Vasall zu werden!“ Mit diesen Worten drückte er die Lehnsbriefe seinem Sohne, dem der König die Belehnung nicht versagen konnte, in die Hand, und verließ mit dem letzten Worte des Schwurs, ohne den herkömmlichen Friedenskuß anzunehmen, stolz das Zimmer. — —

Guido und Sybille befanden sich jetzt ganz auf dem Gipfel des Glücks. Die stolzen Vasallen waren gedemüthigt — selbst der mächtigste, der Graf Raimund von Tripolis, hatte sich mit dem Fürstenpaare ausgesöhnt — das Volk schien zufrieden, an den Gränzen herrschte Ruhe. Blos Rainald von Chatillon konnte sein wildes Stegreifleben nicht aufgeben, und leider erlaubte die Schwäche Guido's, vielleicht auch der Umstand, daß er dem alten wilden Kämpen zum Theil auch die Krone verdankte, nicht, den so verderblichen als ehrlosen Beutezügen Schranken zu setzen. Während Sybille und Guido in der Hauptstadt prunkvolle Feste feierten, ein Theil des Adels am Hofe sich mit müßigen Vergnügungen unterhielt, streifte der alte Ritter, umgeben von einem rohen

Vasallenhaufen, längs der Gränze bis an die Quellen des Jordans. Hier machte er Jagd auf die Ungläubigen wie auf reißende Thiere. Rainald, der überhaupt wie zum Verderben der Franken nach Palästina gekommen, durch vieles in seinem Leben erlittenes Ungemach nicht gebessert werden konnte, hing mit einer Art Leidenschaft an dem blutigen Spiele, was ihm eben so viel Vergnügen zu machen schien, als es gewinnbringend für ihn war. Vorzüglich aus diesem Grunde hatte er besonders immer nach dem Besitz der Burg Karrak getrachtet, wo eine Handelsstraße von Damaskus nach Aegypten vorbei lief, und nicht eher geruht, bis Guido ihn damit belehnte, ja er hatte sogar Schiffe auf dem rothen Meere ausgerüstet, und den abentheuerlichen Plan gefaßt, Mecca und Medina zu plündern. War letzterer auch, nach Lage der Dinge, unausführbar, so empörte doch schon das Gerücht davon das Herz jedes Muselmanns, und als Rainald eine friedliche Handelskaravane, die vertrauend auf den Waffenstillstand sich von Damaskus nach Aegypten begeben wollte, unweit seiner Burg Karrak überfiel, plünderte, die Männer niederhieb und Weiber und Kinder als Sklaven verkaufte,

da legte Saladin, als er diese Nachrichten bekam, die Hand auf sein Haupt, und rief aus: „Bei Allah, dieser Ungläubige soll keine Gnade finden, wenn er in meine Hand fällt!“ — —

Während aber in Jerusalem Alles fröhlich und mit Lustbarkeiten jeder Art beschäftigt war, zog das Ungemach von Osten her „düster und drohend wie eine Wetterwolke“ heran, und lagerte sich an des Reiches Gränzen. — Die Vertheidigungslinie des Königreichs ward nach der Seite von Damaskus hin von dem Jordan, und zwar von dessen Quelle an bis zur Mündung in das todte Meer, gebildet. An der Quelle des Flusses, am Fuße eines Ausläufers des Antilibanon, lag eine Festung, welche den Paß beherrschte, der nach Damaskus führt. Die Feste hieß Panias, nach einer einst dem Pan geheiligten Grotte, wo sich die Hauptquelle des Jordans befindet. Den Mittelpunkt der Linie deckte eine zweite Festung unweit der Jakobsbrücke. Safed und Tiberias, zwei rückwärts gelegene starke Festen, deckten außerdem die in gutem Vertheidigungsstand befindliche Gränze. Seit den Zeiten der Patriarchen bis auf die neuesten Tage, diente das Jordansthal häufig

als Schlachtfeld. Hier, unweit des Sees Huleh, schlug Abraham einst die vier Könige, hier trieb der Maccabäer Jonathas das zahlreiche Heer des Demetrius Nicotor in die Flucht. Nicht weit davon ward Balduin der Zweite vom Sultan Monduk, an der Jakobsbrücke Balduin der Dritte, desgleichen Balduin der Vierte von Saladin, geschlagen. — Mit Schrecken vernahm man zu Jerusalem, daß Saladin, erzürnt über den von Rainald begangenen Friedensbruch, ein furchtbares Heer bei Damaskus zusammengezogen habe, und sein Sohn Aphdal mit einem Geschwader bereits die Gegenden an dem Ufer des Sees Huleh durchstreife. Guido berief eiligst die Barone, und die beiden Großmeister, Balian von Ibelin und Rainald von Chatillon, wurden nach Tabaria gesendet, um den Grafen Raimund zu bewegen, schleunig mit seinem Heerbann nach der Gränze aufzubrechen, allein ein Bote des Grafen kam ihnen schon entgegen, der sie benachrichtigte, daß die Schaar Aphdals bereits den Jordan überschritten habe. Gerhard von Riderfort versammelte sogleich die Templer, die in den nächsten Burgen des Ordens sich aufhielten, nöthigte den Großmeister des Hospitals sich ihm

anzuschließen, nahm im Vorbeiziehen die Ritter der königlichen Besatzung von Nazareth mit, und zog so mit einem Trupp von etwa neunhundert Mann gegen den siebenfach stärkern Feind. Nur ein Tollkühner, oder ein Verräther, konnte auf diese Weise handeln. Er ward auch sogleich beim ersten Angriff total geschlagen, Roger du Moulin nach wüthender Gegenwehr getödtet; Gerhard von Riderfort nebst zwei Tempelrittern und wenigen Reisigen entkamen. Als ihm die bewaffneten Einwohner von Nazareth auf der Flucht begegneten, beging er die Schändlichkeit, sie dem Untergange zu überliefern, indem er ihnen zurief: „sie sollten eilen, um nicht ihren Theil an der Beute zu verlieren, da der Feind geschlagen sei." — Alle wurden niedergemetzelt oder gefangen.

Wie ein Donnerschlag erschallte die Nachricht dieses Unfalls zu Jerusalem. Ein Schreckensgerücht folgte jetzt dem andern, und jedes bestätigte sich. Noch zu keinem Feldzuge hatte Saladin solche Zurüstungen wie zu diesem gemacht. Der Ruf gab seinem Heer eine Stärke von mehr als hunderttausend Mann; daß es über achtzigtausend stark war, war Gewißheit. Von der Wüste Barka bis zum

Wendekreise, von dem gewürzreichen Yemen bis zum Fuße des Taurus und den Quellen des Tigris, war auf Befehl des Kaliphen der „Dschad‘ (heilige Krieg) gepredigt worden, und alle diese Länder hatten ihre tapfersten Krieger gesendet. Am Fuße der Höhen von Tell Taisal, in der Nähe von Hama, hielt Saladin Musterung über die Krieger von Mosul, von Merdin und vom Euphrat; sein Neffe Takoddin Omar führte die Schaaren von Haleb heran, die Pilger von Kahira und Damaskus strömten durch die Wüste und die Provinz Hauran herbei.

Guido ward von allen diesen Nachrichten erschüttert. Ein dunkles Vorgefühl des Kommenden bemeisterte sich seiner Seele. Erst als er die Ankunft des Grafen von Tripolis erfuhr, faßte er neuen Muth. Wäre dieser zweideutige Mann abgefallen oder nur neutral geblieben, dies mußte sich der König sagen, so fiel die Krone von seinem Haupte. In der Freude seines Herzens jagte er ihm daher bis zum „Schlosse Hiobs‘ (el Iyb, das alte Gibeon) entgegen, sprang bei seinem Anblick vom Pferde und fiel ihm um den Hals. Noch an demselben Tage ward beschlossen, das Heer in dem schon früher be=

zogenen Lager von Saffuri, als dem geeignetsten Punkte für Erwartung möglicher Fälle, zu vereinigen. Die Anstrengungen, welche man machte um ein beträchtliches Heer zu versammeln, waren größer als je. Die Vasallen boten alle Waffenfähigen in ihren Besitzungen bis auf den letzten Mann zur Heeresfolge auf, der Großprior der Hospitaliter, Werner von Syrien, trat an des Ordens Spitze, und er wie der Tempelmeister erschienen mit allen in Palästina befindlichen Rittern. Durch diese Maßregel, und durch die gänzliche Entblößung aller Städte und Burgen, wurde eine Armee von zwanzigtausend Mann gebildet, eine Macht wie sie noch kein König von Jerusalem in's Feld geführt. Schon war das Heer beim Quell von Saffuri versammelt, als auch König Guido dahin aufbrach. Der Ausmarsch aus Jerusalem war feierlich, die Scene ernst und ergreifend. Noch an dem Thore des Palastes fiel Sybille unter einem Strome von Thränen dem Gatten wiederholt um den Hals. Plötzlich begannen alle Glocken zu läuten, die zahlreiche Bevölkerung Jerusalems, welche alle Straßen füllte, stürzte auf die Kniee, denn es nahete ein Mann auf milchweißem

Roß, der ein hohes, mit Edelsteinen besetztes Kreuz in den Händen trug. Der Mann schimmerte in einer Kleidung von Purpur und Goldbrokat. Es war der Bischof von Akkon; jenes Kreuz in seiner Hand, schloß ein Stück des Kreuzes Christi in sich ein. —

Auch König Guido hatte seine Kniee vor dem Heiligthum gebeugt. Der Bischof war vorübergezogen; schnell erhob sich der Fürst. Mit hoch erhobener Hand und starker Stimme rief er aus: ‚Gott will es haben!‘ und die aufstehenden Tausende riefen es ihm nach. Der Ruf der Menge, in welche der Ton der ehernen Zeugen, von der Grabes- und der Verkündigungskirche her, einstimmte, ward von dem Echo des Oelbergs und des Zion zurückgeworfen, und verlor sich langsam in den Windungen des Kedronthales. — Eben hatte der König von Sybillen Abschied genommen. Nur mit Mühe konnte man die Fürstin bewegen, in den Palast zurückzukehren. Sie jammerte laut, und rief: ‚Eine düstere Ahnuug sage ihr, daß sie den Gatten gar nicht, oder doch unglücklich wiedersehen werde.‘ Guido hatte rasch den brausenden Araber, den Klotar am

Zügel hielt, bestiegen. Plötzlich stürzte eine sonderbare, abentheuerliche Gestalt, mit zerzaustem weißem Haar, den magern Körper mit Thierfellen spärlich bedeckt, auf ihn zu.

„Bedenke was Du thust, König von Jerusalem!" rief der Greis. „Du ziehest aus, einen Löwen zu fangen, und könntest vor den Hörnern eines Stiers erliegen. — Folge weisem Rathe, o Fürst! Du wirst sonst an einem Tische, wo Tausende von fünf Broden und zwei Fischen satt wurden, verhungern, und an einem Quell, dessen Wasser sich einst in Wein verwandelte, verdursten."

„Sire," sprach Klotar leise, indem er zu dem Könige trat, „erlaubt mir den Mann zu verhaften. Es ist der Anachoret, dessen Unterredung mit Ivo ich einst belauschte."

„Nein Klotar! Kein Aufsehen;" erwiederte Guido auf gleiche Weise. — „Hebe Dich weg!" rief er laut. „Der Wille Gottes wird sich erfüllen."

Der Fremde verschwand unter der durcheinander wogenden Menge. — —

Der König war noch nicht im Lager von Saffuri angelangt, als er schon durch Eilboten die Nachricht

erhalten hatte, daß Saladin mit mehr als achtzigtausend Mann über den Jordan gegangen sei, daß er bereits Tabaria eingeschlossen habe, und Tausende seiner Beduinen die Ebene von Esdrelon durchschweiften. Guido überzeugte sich daß kein Augenblick zu verlieren sei, um nach damaliger Sitte in einem versammelten Kriegsrath mit den Baronen den Angriffsplan zu berathen. Die Zusammenkunft ward auf den nämlichen Abend im Zelte des Königs anberaumt.

Schon seit mehreren Tagen hatte Guido den Templer Ivo zu sprechen gewünscht, aber jetzt wie früher trat der Fall ein, daß gerade in dem Moment, wo der Rath dieses Mannes am erwünschtesten erschien, der Ritter entfernt war. So oft auch der König gesendet, hatte er stets die Antwort erhalten, daß Ivo in Ordensangelegenheiten verschickt worden sei, jedoch stündlich zurückerwartet werde.

Der Abend dieses Tages kam heran, und die Barone versammelten sich im Zelte des Königs. Guido hatte eben einen Eilboten erhalten, der nur mit Mühe aus Tabaria entkommen war. Eschiva, die Gemahlin des Grafen von Tripolis, die sich mit vier Söhnen in der vom Feinde blokirten Stadt befand, schrieb an

den König und ihren Gemahl, und bat auf's dringendste um schleunige Hülfe. Guido forderte den Grafen auf, zuerst seine Stimme zu geben. Jedermann erwartete daß Raimund den Entsatz der Feste vorschlawürde. Alle erstaunten, als er sich dagegen erklärte.

Es ist nur zu gewöhnlich, daß großen Männern, die von ihren Zeitgenossen nicht begriffen wurden, Vergehen Schuld gegeben werden, und kleine Seelen können nicht fassen, daß es Menschen giebt, die ihr eigenes Interesse gering anschlagen, wo es mit einem fremden aber höheren in Conflict geräth. So bürden mehrere Schriftsteller jener Zeit dem Grafen die Schuld des Unglücks auf, welches das Königreich traf, aber die Rede, welche dieser Mann im Kriegsrathe hielt, haben sie nicht zu läugnen vermocht, um ihretwillen vergiebt ihm die Nachwelt seine Schwächen, und spricht ihn frei von jedem Verdacht eines Verraths.

Kaum hatte der König geendigt, als der Graf aufstand und sagte:

„Man wird sich wundern, daß ich nicht den Entsatz einer Stadt vorschlage, die den schönsten Theil meiner Besitzungen bildet, und was mehr als Alles ist, mein Weib und vier blühende Söhne in ihre

Mauern einschließt. Es ist kein Zweifel, und es wäre Schwäche mir zu verhehlen, daß Saladin Tabaria nehmen, und die Meinigen in die Gefangenschaft führen wird. Meinen rechten Arm gäbe ich für die Stadt, mein Herzblut für Weib und Kind. Hier aber steht mehr auf dem Spiele: unser letztes Heer, und mit ihm die Krone Jerusalems. — Zwischen hier und Tabaria ist ein wasserleeres Gefilde. Saladin hat die Stadt angegriffen um uns hinzulocken, aber ehe wir die Ufer des Sees Genezareth erreichen, ist das Heer durch Durst zu Grunde gegangen Der Brunnen Kelson ist der einzige in dem weiten Gelände. Sein sparsames Wasser reicht kaum für eine Handelskaravane aus. Bereiten wir dem Sultan das Geschick, das er uns zu bereiten gedenkt Mag Saladin Tabaria zerstören, mag er dann herankommen durch das ausgedörrte Land. Wagt er zwischen uns und dem See vorzudringen, dann laßt uns als die Streiter Gottes mit ihm kämpfen, geht er zurück, um auf einem andern Punkt einzubrechen, so sind wir stark genug, um ihm auch da mit der Kraft unsers Arms zu begegnen. Das Schicksal von Tabaria, meines Weibes und meiner Kinder, darf nicht

das Heil von Palästina aufwiegen. Eine zerstörte Stadt kann wieder erbaut, Gefangene können losgekauft werden, aber wenn dieses Heer zu Grunde geht, so ist Alles verloren. Hier ist Alles für, dort Alles gegen den Erfolg. Hier, die Ebene von Saffuri, sei der Ort der Entscheidung.“ —

Alle schwiegen als der Graf von Tripolis geendigt hatte. Obwohl Viele dem Grafen Feind waren, so hatte dennoch sein edles, großmüthiges Wort auf die rohen Herzen den Eindruck nicht verfehlt, und selbst der alte grimmige Rainald, sonst einer seiner Hauptgegner, versicherte dem neben ihm stehenden Tempelmeister mit allerlei sonderbaren Betheurungen: der Graf habe als ein ‚wahrer französischer Edelmann‘ und so gesprochen, daß er in gleicher Lage selber nicht besser würde sprechen können; eine Bemerkung, die Gerhard von Riderfort nur mit einem Blicke voll tödtlichen Hasses auf den Grafen Raimund, und einem verächtlichen Achselzucken beantwortete. Da auch der neuerwählte Meister des Spitals und die sämmtlichen Barone sich einmüthig für die Ansicht des Grafen erklärten, so entließ der König um Mitternacht die Versammlung. —

Kaum waren einige Minuten seit der Entfernung der Barone verflossen, als der Templer Ivo gemeldet ward. Hastig befahl der König ihn einzulassen. Wie es schien war der Ritter eben erst von weiter Reise angekommen, denn der Staub saß noch in den Fugen des Harnisches und den Falten des weißen Mantels, auch sah Ivo sehr blaß und angegriffen aus.

„Wie sehnlich habe ich Euch erwartet!" rief der König erfreut, indem er dem Ritter winkte sich niederzulassen. „Ihr habt vernommen was beschlossen worden?"

„Ja, Sire," erwiederte Ivo, „und der Beschluß war des Vorschlages eines Verräthers würdig! — Es wundert mich nur, daß Ihr nicht die Schlinge bemerktet, die Euch von Euren Feinden gelegt ward."

„In der That, ich verstehe Euch nicht;" sagte der König betroffen.

„Euer Gnaden dürfen sich nur erinnern, welche Folgen das frühere Verbleiben im Lager von Saffuri gehabt, ehe die Unterstützung herankam;" sagte der Templer mit seiner gewöhnlichen Ruhe. „Es ist jetzt ganz derselbe Fall, nur mit dem Unterschiede, daß damals eine auswärtige Hülfe herbeikam, was jetzt

unmöglich ist. Binnen vierundzwanzig Stunden ist das Lager durch die leichten Truppen Saladins wie damals eingehüllt, die Zufuhr abgeschnitten, und binnen achtundvierzig hungern wir auch, wie damals."

„Ihr glaubt also" — hob der König an.

„Daß die Erhaltung von Tabaria, daß Weib und Kind, dem Grafen nicht so lieb sind wie Euer Verderben!" fiel Ivo ein. „Sehet Ihr nicht, daß er blos darnach strebt Euch zu stürzen? Auf Euch soll die Schande fallen, an der Spitze eines Heeres, größer als eines noch auf diesem Boden erschien, eine Stadt nicht gegen die Ungläubigen zu schützen vermocht zu haben. Auf diese Weise müßt Ihr Eure Regierung anfangen, und nicht blos der hinterlistige Raimund, der stolze Balian, nein selbst der tolle Rainald, ja jeder kleine Vasall, der bettelhaft in seiner Feste haus't, wird daran denken Euch Gesetze vorzuschreiben! Bei Gott, man glaubt es kaum! Tabaria ist acht Stunden von hier, morgen Mittag können wir dort sein, und wir sollen hier liegen und warten bis Saladin uns eingeschlossen hat, und in aller Ruhe die Feste stürmt. Ich hoffe Ihr werdet dies nicht zugeben. Ihr seid König und Feldherr, von Euch

hängt Alles ab. Sprecht ein Wort, und Alles, was zum Tempel gehört, erhebt sich. Keiner von uns wird seinen weißen Mantel ablegen, ehe die Schmach des letzten Gefechtes in dem Blute der Ungläubigen abgewaschen ist."

„Da Ihr den Beschluß vernommen habt," begann Guido, „so kennt Ihr auch den Grund, den der Graf angab —"

„Der Wassermangel?" unterbrach ihn Ivo verächtlich lachend. „Seit wann ist denn der trockene Raimund so ein starker Trinker geworden, daß er nicht einmal sechs bis acht Stunden ohne zu trinken aushalten kann? Man könnte darüber lachen, wenn der Umstand, daß sämmtliche Barone diesen leichtfertigen Grund so ruhig und ohne nur ein Wort zu verlieren hinnahmen, nicht ganz andere Bedenken aufkommen ließe. Ja, Sire, laßt uns gerade heraus sprechen! Wozu auch Umschweife! Es besteht ein Complot gegen Euch. Man will Euch stürzen, Euch mitspielen, wie man Euch bereits einmal mitspielte. Doch nein! Was sage ich? Für einen gefallenen König giebt es in Palästina keine schmach-

volle Zurückgezogenheit mehr, für einen solchen giebt es nur einen geschornen Kopf und ein Kloster!" —

„Ha, was sagt Ihr da?" rief Guido heftig.

„Nichts, als daß Ihr von Euren Vasallen verrathen seid, und daß Ihr ihnen zuvorkommen sollt!" sprach Ivo ruhig. „Ich sollte glauben, Ihr hättet diese Leute genugsam kennen lernen! Ihr wißt, was Ihr bei dem mindesten Unfall von ihnen zu erwarten habt. Sie hassen Euch grimmig, und ihr Stolz wird den Rittersmann, der an der Hand der Liebe die Stufen eines Thrones erstieg, nur so lange auf diesem dulden, als sie ihn nicht herabzustoßen vermögen. Darum handelt, Sire! Handelt! Die Gelegenheit ist vorhanden, Euch Eurer Feinde ganz und für immer zu entledigen, oder wenigstens ihren Plan für jetzt zu Schanden zu machen."

„Und was meint Ihr, daß ich thun soll?" fragte Guido lebhaft.

„Ist es blos Eure Meinung, für jetzt ihren Fallstricken zu entgehen, und ihnen eine bessere Ansicht von Eurem Geist und Talenten beizubringen, so geht auf Saladin los, entsetzt Tabaria und liefert dem Sultan in der Ebene von Esdrelon eine Schlacht.

— Ganz offen gestehe ich indeß, daß, an Eurer Stelle, ich nicht so handeln würde. Das Glück der Schlachten ist wandelbar, Niemand kann den Erfolg mit Gewißheit voraussagen. Werdet Ihr geschlagen, so seid Ihr und das Reich verloren, schlagt Ihr den Sultan, so befindet Ihr Euch auf dem alten Fleck, Eure Gegner spinnen im Stillen ihre Ränke fort, und Ihr habt mit Saladin Euren besten Rettungsanker in der Noth verloren. Diese Noth, Sire, aber wird sich früh genug einfinden. Die ehrgeizige Rotte des Adels ist Euch Feind, gebt ihnen die geringste Blöße, und sie ergreifen die Gelegenheit Euch zu stürzen. Darum nochmals Sire: Kommt ihnen zuvor!“

„Erklärt Euch deutlicher, Ivo, wenn ich Euch verstehen soll;“ sagte der König, den Ritter nachdenkend betrachtend.

„Für außergewöhnliche Gefahren giebt es nur außergewöhnliche Mittel;“ sprach der Templer lebhaft. „Ihr seid auf zwei Seiten von Feinden umgeben. Hier die Barone, die Euch tückisch den Dolch in den Rücken bohren möchten, dort Saladin, ein offener aber großmüthiger Feind. An Euch ist die

Wahl, wen Ihr bekämpfen wollet. Saladin ist zu versöhnen, denn er ist in seinem Recht, — die Raubzüge Rainalds kann weder Christ noch Saracene billigen, da sie mitten im Waffenstillstand ausgeführt wurden, — die Barone sind nicht zufrieden zu stellen, denn Eure Person ist's, die ihnen im Wege steht. — Weiter, Sire," schloß der Templer mit seiner gewöhnlichen Kälte, „weiter habe ich Euch nichts zu sagen!"

Wie es schien wollte der Ritter sich entfernen, denn er stand auf und griff nach dem Helm, der auf einem Feldstuhle lag.

„Bleibt!" rief Guido ihn bei der Schulter fassend, und auf den Sessel niederdrückend. „Ihr habt mir zu viel gesagt, um nicht einsehen zu müssen, daß ich wünschen muß, daß Ihr Euch ganz offen und ohne Rückhalt aussprechen möchtet."

„Wäre es nicht gegen den Respect, Sire," sagte Ivo in einem Tone und einer Miene, in denen sich die Demuth, die in den Worten lag, eben nicht besonders spüren ließ, „so würde ich erwähnen, daß es Fälle gab, wo man Jemand zum Reden aufforderte und, als er sprach, hinterher es ihm schlecht vergalt.

Befehlt Ihr es indeß ausdrücklich, so will ich meine Meinung sagen, die ja im Grunde eben nichts weiter als — die Meinung eines Einzelnen ist."

„Kennt Ihr mich denn seit heute erst!" rief Guido fast unwillig. „Sprecht frei was Ihr meint daß ich thun soll. Ich verbürge Euch mit meinem Wort als König und Ritter, daß, was Ihr auch sagen möget, es für Euch keine üblen Folgen haben soll."

„Wohlan, Sire, so sage ich Euch: Es giebt nur ein Mittel, Krone und Macht zu retten!" rief Ivo. „Wendet Ihr es nicht an, so erkläre ich Euch hiermit, daß Ihr verloren seid, und werde Euch einst an dieses Wort erinnern. — Versammelt heute Nacht noch Eure Söldner, auf einige Ritter des Tempels würdet Ihr gleichfalls rechnen können, nehmt den Grafen Raimund, Boemund, die beiden Balian, Rainald und den Meister des Spitals gefangen — ein Vorwand, zum Beispiel Majestätsbeleidigung oder dergleichen, läßt sich ja leicht erfinden — und schließt mit Saladin Frieden. Die Bedingungen sind: Die Uebergabe der Festungen am Jordan an den Sultan, ein Bündniß mit ihm gegen jeden

Feind des Abendlandes, Abtretung des Fürstenthums Antiochien, und eine Entschädigung des Tempelordens für die innegehabten Festen. — Für die Annahme der Bedingungen stehe ich ein. Die Gefangenen sendet Ihr nach Frankreich zurück."

Wie von einem Blitzstrahl getroffen, sprang Guido bei den Worten Ivo's auf. Seine Gesichtsmuskeln zuckten, seine Lippen zitterten, sein Auge flammte.

„Ich nehme Gott zum Zeugen," rief er die Hand hoch aufhebend, „daß, als ich Euch zum Sprechen aufforderte, mir nicht in den Sinn kam, daß Ihr mir den schändlichsten Treubruch, womit sich kaum der niedrigste Rittersmann beflecken könnte, vorschlagen würdet! — Ich halte es für möglich, ja für wahrscheinlich, daß mich die Barone hassen, und mir Schlingen legen, so wie daß Raimund aus böslicher Absicht mich zum Stillliegen in diesem Lager veranlassen will, aber mag kommen was da will, so werde ich die Würde der Krone und die Ehre meines Hauses nie vergessen, daß ich heimlich und schimpflich die Sache der Christenheit und des Reiches verrathen sollte. Ich will lieber als König, als Ritter und als Christ, in ehrlichem Kampfe, wenn es

Gott beschlossen, zu Grunde gehen. — Ihr habt übrigens mein Wort, Ritter Ivo, daß Euer Vorschlag für Euch keine üblen Folgen haben soll, und ich will glauben, daß Ihr, als Ihr ihn machtet, nur mein Wohl im Auge gehabt habet, aber Ihr werdet einsehen, daß wir mit einander nie wieder über Gegenstände dieser Art sprechen können." —

Der König schien, als er diese Worte sagte, mit Gewalt eine heftige Regung niederkämpfen zu wollen, seine Haltung wie seine Sprache waren würdevoll, aber seine Stimme bebte.

Ivo blickte inzwischen den Monarchen ruhig an. Keine Muskel seines blassen Gesichts verrieth eine besondere Aufregung, nur in seinem Blicke zeigte sich etwas wie Hohn, doch nicht gepaart mit Verachtung, wie es sonst manchmal der Fall war.

„Ich sehe," sagte er frostig, indem er sich von seinem Sitz erhob, „ich habe Euere Gnaden durch meinen Vorschlag beleidigt, und dies thut mir leid, denn ich bin nicht der Mann, der Jemandem seinen Rath aufdringt. Die Zeit hat mich gelehrt, daß wo ich dies zum Vortheil irgend Jemandes gethan — und es ist dies allerdings hier und da der Fall ge-

wesen — ich schlechten Dank dafür geerndet. Ich könnte zur Entschuldigung meiner Dreistigkeit so offen gesprochen zu haben, vielleicht anführen, daß zwischen Euer Gnaden und mir einst ein Pact — Hofleute würden es blos eine Besprechung nennen — stattgefunden, der mir gewisse Rechte einräumt, aber dieser Pact scheint Euer Gnaden drückend zu sein, und so wollen wir ihn denn hiermit aufheben. Ich bin nicht gemeint, den König von Jerusalem um die Erfüllung der vom Ritter Guido von Lusignan gethanen Zusagen zu bedrängen. Ihr, Sire, habt durch königliche Gewalt das Bündniß, das zwischen diesem und mir bestand vernichtet, und — meine Aufgabe ist erfüllt."

Mit jedem Worte, das Ivo sprach, ward sein Ton bitterer und bitterer. Als er das letzte gesprochen, machte er eine tiefe Verbeugung, und ging, ohne das Entlassungszeichen zu erwarten, aus dem Zelte.

Die erste Bewegung des Königs, nach der Entfernung des Templers, schien anzudeuten, daß er Willens sei diesen zurückzurufen, doch bald besann er sich und warf sich auf eine Ruhebank.

Er wiederholte sich in Gedanken Alles, was Ivo

geäußert hatte, und es schien ihm in der That, als ob derselbe in dem, was er von Raimund und den Baronen gesagt, nicht Unrecht habe. Schloß Saladin mit seinen Schwärmen leichter Reiterei das Lager ein, verheerte er das Land und erstürmte inzwischen Tabaria, so entstand Hungersnoth im Lager, das Heer war entmuthigt, und — so sagte sich Guido — die ihm feindlich gesinnten Barone würden Niemand wie ihm das Unheil dann schuld geben. Was aber war zu thun? Mit Saladin Frieden und Bündniß schließen, die Barone verrätherisch überfallen und verhaften? Mit Abscheu verwarf Guido diesen Gedanken. Vorrücken und eine Schlacht liefern? War aber nicht ein paar Stunden vorher das Gegentheil beschlossen worden? — Guido erwog das Für und Wider des letzten Gedankens, und je mehr er darüber nachdachte, je mehr leuchtete ihm die Ausführbarkeit ein. Er meinte nur auf diese Weise seinen Feinden begegnen, Saladin und seine heimlichen Gegner zugleich bekämpfen zu können. Eins nur setzte ihn in Verlegenheit: die zu erwartenden Einwürfe der Barone gegen den kurz vorher gefaßten Beschluß. Lange dachte Guido darüber nach; plötzlich sprang er auf.

„Nur so," sagte er zu sich selbst, „ist jeder Widerspruch zu beseitigen! — Wenn augenblicklich aufgebrochen wird, so muß jeder Anführer an die Spitze seiner Abtheilung treten."

Rasch trat er aus dem Zelt und befahl dem Anführer seiner Leibwache, dem Ritter d'Entrecasteaux, „zu Pferde' blasen zu lassen.

Erschrocken fuhren, bei dem unerwarteten Feldrufe, die Befehlshaber von ihrem Lager auf. Keiner wußte was das Getümmel bedeute; Viele meinten, der Feind habe das Lager überfallen. Als Mehrere nach dem Zelte des Königs eilten, um die Ursache des Lärms zu erfahren, fanden sie den Monarchen im Begriff die Rüstung anzulegen. Mit Unwillen befahl er ihnen sich auf ihre Posten zu verfügen, wo sie vernehmen würden was er beschlossen habe. —

Niedergeschlagen, wohl auch laut murrend über den so übereilt gefaßten Entschluß, traten die Führer in der Nacht an die Spitze der Geschwader. Selbst die gemeinen Krieger fühlten das Schwankende der genommenen Maßregeln, und ihr Vertrauen ward geschwächt. Ueberdies hatten nur wenige Reiter Zeit gehabt die Rosse zu füttern oder Nahrung zu sich zu

nehmen, da sie das Lager vom Feinde überfallen glaubten. — Es war fast Mittag, die Sonne sendete glühende Strahlen herab, noch war die Hälfte des Weges nicht zurückgelegt, und schon stieß man auf Schwärme feindlicher Bogenschützen. Nur langsam und unter fortwährendem Gefecht rückte das Heer vorwärts. Senkrecht stand jetzt die Sonne über den Häuptern der Truppen, der Felsenboden glühete unter den Hufen der Rosse, die Eisenrüstung der Ritter erhitzte sich bis zum Unerträglichen, nirgends fand sich ein Tropfen Wasser. Kaum konnten die ermüdeten Krieger noch sich fortschleppen; der König befahl nach dem Rathe des Grafen Raimund, bei dem Brunnen Kelson, der erst mit Blut erkauft werden mußte, und dessen sparsamer Wasservorrath bald erschöpft war, zu lagern. Eine traurige Nacht verging. Der größte Theil der Pferde blieb ungetränkt, Futter für die Thiere oder Nahrung für die Menschen gab es nirgends. —

Ganz anders war es im Heere der Saracenen.

Mit Freudigkeit, und es als ein gutes Zeichen ansehend, daß der folgende Tag ein Freitag war, eilten die Geschwader der Muselmänner den Christen

entgegen. Der Kern der Truppen stärkte sich durch Speise und Trank, und sah, in Schlachtordnung aufgestellt, dem Kampfe ihrer leichten Reiter mit den Christen zu. Der Adlerblick Saladins bemerkte bald die Ermattung der Gegner, und zu eben der Zeit, wo König Guido, um die Truppen zu trösten, an ihrer Front herunterritt, und den Erschöpften zurief: „Seid getrost! Morgen werden wir mit unsern Schwertern Wasser finden!“ streckte Saladin seine Hand gegen die berühmte ‚gelbe Wache‘ aus und rief begeistert: „Bei Allah! Die Ungläubigen sind in unserer Hand! Sie haben kein Wasser als das der Thränen!“ —

Kaum grauete der Tag, als Guido Befehl gab zum Angriff vorzurücken, aber anstatt der Geschwader des Feindes, wälzte sich den Christen eine Rauchwolke von Meilenlänge entgegen. Die Saracenen hatten das dürre Gras und die Sträucher der Ebene angezündet. Erst in der Mittagsstunde konnte der Kampf beginnen. Mitten in dem noch dampfenden Gefilde kämpfte das Christenheer mit dem Feinde, aber die Gegner, die es vor sich hatte, waren nur Beduinenschwärme, welche auseinander stoben und

sich wieder vereinigten, je nachdem es ihnen gutdünkte, die dabei aber dennoch im Stande waren, die Christen in der schattenlosen Ebene, beim sengenden Strahl der Sonne, unter der Qual des Durstes, in einer Menge Einzelscharmützel festzuhalten, und es ihnen unmöglich zu machen die Hauptmacht des Sultans zu erreichen. So kam die zweite furchtbare Nacht heran. Sie war noch trauriger als die erste. Der Verlust der Franken durch die Pfeile der türkischen Bogenschützen war beträchtlich gewesen. Die Reiterei behauptete ihre unerschütterliche Haltung, aber das Fußvolk begann sich aufzulösen. Haufenweise verließen die Halbverhungerten und Verdurstenden ihren Zug, um im Felde irgend eine noch nicht ausgetrocknete Pfütze, oder eine saftige Pflanze zu erspähen. Die Wenigsten kamen zurück. Sie fielen unter dem Dolchen der Saracenen, oder ergaben sich den Feinden, indem sie nur um einen Tropfen Wasser fleheten, den verdorrten Gaumen zu netzen. Auf diese Weise verging die zweite Schreckensnacht. —

Während die Christen sie in tiefer Niedergeschlagenheit zubrachten, herrschte im Lager der Saracenen die größte Freudigkeit. Jeder wußte daß der Sultan

beschlossen hatte, mit Tagesanbruch dem Feinde eine Hauptschlacht zu liefern. So wie sich die Morgenröthe in Osten bemerkbar machte, trat Saladin aus seinem Zelte, und indem er den brausenden arabischen Schimmel bestieg, befahl er die Pauken zu schlagen. Sogleich traten seine ‚gelben Leibwachen' unter die Waffen, und die Führer des Heeres sammelten sich um ihn her. Ein Wink seiner Hand, und es herrschte eine Todtenstille.

„Heute," rief er mit starker Stimme, „werden die Söhne des Paradieses und die Kinder des Feuers ihren furchtbaren Kampf auskämpfen! Der Flug der Pfeile wird in der Luft wiedertönen, wie der Flug des Vogels, und das Blut, dies Bad der Schwerter, wird am Boden hinrieseln wie das Wasser des Regens! — Seht dorthin! Dort glänzt der Panzer des Reiters des Abendlandes im Morgenschimmer, aber Der, der ihn trägt, ist krank, da ihn Allah mit Durst gezüchtigt. Spricht nicht auch der heilige Koran: ‚Der Ungläubige wird sagen: Bin ich nicht Staub?' — Seht hier das Schlachtfeld! Der süße Geruch des Sieges wird aufsteigen aus diesen Gründen." —

Der tausendstimmige Ruf: ‚Allah akbar!‘ bezeugte die Kampflust der Truppen, als der Sultan zu sprechen aufgehört hatte. — —

Das Heer der Christen zog jetzt, unter dem Gesang eines Psalms, langsam in vier Heersäulen heran. Der Graf von Tripolis führte die Vorhut, Rainald von Chatillon und der Großmeister des Tempels die erste, Almerich von Lusignan, ein Verwandter des Königs, die zweite Hälfte des Haupttreffens. Balian von Ibelin war mit der Nachhut noch zurück; der König erwartete seine Ankunft nicht. Guido befand sich bei der zweiten Heeresabtheilung, der Bischof von Accon trug ihm das Kreuz vor; Klotar, der dem Fürsten die beiden letzten Tage nicht von der Seite gekommen war, ritt still hinter ihm her. Da Guido aus frühern Unterhaltungen mit Ivo dessen Kenntniß der türkischen Kampfesweise kennen gelernt, und wußte, daß den Saracenen der Verlust des ‚Sandschak Scheriff‘ (der heiligen Fahne) zugleich als Verlust der Schlacht galt, so hatte er beschlossen an der Spitze der schweren Reiterei auf den Punkt, wo dies Zeichen sich befinden würde, einzubrechen. Er befahl deshalb dem Pagen, nach dem ersten Treffen zu jagen,

und den Templer Ivo zu ihm zu beordern. In wenig Minuten war Klotar wieder zurück.

„Sire," sagte der Page mit bewegter Stimme, „der Meister Gerhard von Riderfort läßt melden, daß Ivo nebst vier andern Tempelrittern vorige Nacht zum Feinde übergegangen."

Guido erstarrte. — Dies hatte er nicht erwartet. So hatte Klotar also dennoch Recht; der Mann, dem er so sehr vertraut, den er für seinen besten Freund gehalten, wär ein Verräther. — So sehr dieser Gedanke auch den König erschütterte, hatte er dennoch nicht Zeit darüber nachzudenken, denn eine Wolke von Pfeilen schwebte bereits von allen Seiten heran und rasselte hernieder wie starker Hagel. Ein heftiger Wind erhob sich bald darauf; er trieb falbe Staubwolken auf das Christenheer zu. Bald aber verkehrte sich die Farbe derselben in düsteres Grau und Schwarz. Die Saracenen hatten auf's Neue die Gesträuche und das Gras angezündet und dichte Rauch- und Feuerballen wälzten sich, vom Winde getrieben, daher.

Obwohl von Flammen umgeben und vom Dampfe halberstickt, vor Durst lechzend und doch ohne einen Tropfen Wasser, kämpften die Christen mit der Tapfer-

keit der alten Kreuzfahrer, zu der sich der Muth der Verzweiflung gesellte. Mitten in dem dichten Rauch sah man die Schwerter und Lanzen funkeln, und durch Flammenwogen stürzten die Geschwader der Reiterei gegen die türkischen Haufen. Ohne Unterlaß wiederholte sich dieses Schauspiel, aber überall fand man eine unüberwindliche Gegenwehr. Das Gemetzel war fürchterlich. Bald drangen die Christen, bald die Saracenen vor; über eine Stunde wogte der Kampf unentschieden hin und her. Jetzt bemerkte der König, daß die Ritter ihre athemlosen Rosse nur noch mit Mühe zum Angriff spornen konnten, er beschloß einen Versuch zu machen, das Centrum der Feinde durch einen Angriff in Masse zu sprengen. Er befahl dem Grafen Raimund, den Feind mit seinen Panzerreitern anzugreifen, Gerhard von Riderfort mit der Macht des Tempels, und Rainald von Chatillon sollten folgen. Der Graf gehorchte und warf sich mit der Reiterei auf den Feind. Hier befehligte Tati ed Din, ein Neffe des Sultans, jung an Jahren aber alt an Erfahrung. So wie er die Panzerreiter heranjagen sah, wich sein Heerhaufen durch eine geschickte Bewegung von beiden Seiten

auseinander, schloß sich sodann, und begann den Grafen im Rücken anzugreifen. Dies hatte Niemand vorausgesehen. Gerhard und Rainald zögerten Raimund zu Hülfe zu eilen. Dieser, sich abgeschnitten sehend, verlor die Besinnung, und statt sich wieder rückwärts Bahn zu brechen, ergriff er mit seinem Heerhaufen die Flucht.

Der unüberlegt begonnene, und nicht unterstützte Angriff, entschied das Geschick des Tages. Von allen Seiten stürmten die Saracenen jetzt auf das Heer, dessen Nachtrab unter Balian von Ibelin immer noch nicht erschien. Noch kämpften die Christen wacker, aber einzelne Haufen wurden umringt und niedergehauen. Die Lücken konnten nicht mehr ergänzt werden, die Abtheilungen, zum Theil ohne Führer, wogten regellos durcheinander, endlich bildete Alles nur einen verworrenen Knäuel, wo der Raum nicht einmal geregelten Kampf gestattete. Der Kampf, die Hitze wurden immer erstickender, man mußte wenigstens Raum zu Fortsetzung des Kampfes haben. Nicht weit entfernt lag ein Hügel, der sich an beiden Enden durch zwei Erhöhungen, die gewissermaßen zwei Hörner bildeten, der auf der einen Seite aber

ziemlich abschüssig war, auszeichnete. Er lag dicht zur Seite eines Fleckens Namens Hittin, oder Hattin. Dem König schien jener Hügel eine Position, außer dem Bereich der Schlacht, eine Vertheidigungsstellung, darzubieten. Ohne Ordnung, aber mit dem Muthe der Verzweiflung, brach sich das Heer nach dem Hügel Bahn. Hier faßte es Posto, und wenige Minuten ruhete der Kampf. Man glaubte schon, daß die Türken ihn für diesen Tag nicht mehr fortsetzen würden. Die Christen fingen an einige Hoffnung zu schöpfen. Ein Wald befand sich nahe. Im schlimmsten Falle konnte dieser ein Rettungsmittel zur Deckung des Rückzugs werden. Bald sahe man indeß, daß man sich getäuscht hatte. Eben als man beschäftigt war ein Zelt für den König aufzuschlagen, wogte ein Heerhaufe der Saracenen heran. Turbane und Kleider waren von gelber Farbe. „Es ist Saladins gelbe Wache!" zischelten die Christen sich leise in's Ohr. Jeder wußte daß es einen Kampf bis zur Vernichtung gelte. Wirklich war es auch so. Ein wüthender Kampf entspann sich. Saladin sah ihm, an der Seite seines Sohnes Aphdal, von einer kleinen Erhöhung in der Nähe zu. Obwohl

er mit Wink und Stimme die Seinen ermuthigte, so kämpfte doch König Guido mit seinen Rittern so tapfer, daß dieser Angriff abgeschlagen wurde. Ein Hagel von Pfeilen saus'te indeß auf den Hügel. Ein Geschoß durchbohrte die Brust des Bischofs von Accon, der sich dicht zur Seite Guido's befand. Rasch ergriff der Bischof von Lydda das Heiligthum.

„Streiter Gottes!" rief er, es hoch erhebend. „Ihr steht auf heiligem Boden! — Hier zwischen diesen Hügeln, die das Volk die Hattinshörner nennt, lagerten einst Tausende Hungriger, und der Herr sättigte sie mit fünf Broden und zwei Fischen. Er, der dies Wunder that, sieht auf Euch in diesem Kampfe. Streitet und sieget oder sterbet für seinen heiligen Namen. — Hier oder dort; Ihr werdet leben!"

Wie ein Blitzstrahl durchzuckte den König das Wort, das der Anachoret beim Auszuge aus Jerusalem zu ihm gesprochen, und das dessen Einverständniß mit dem Verräther Ivo zu beweisen schien. Dies waren die Hörner, denen er im Kampfe erliegen sollte, dies der Tisch an dem einst Tausende satt wurden, dort am Abhange eines gegenüber lie=

genden Berges lag Kana, wo das Wunder der Verwandlung des Wassers in Wein stattgefunden! —

Ehe der König den trüben Gedanken noch länger Raum geben konnte, braus'ten die Saracenen auf's Neue heran. Sie wurden durch die Tapferkeit des Königs, der wie ein Löwe an der Spitze seiner Ritter focht, bis an den Fuß des Hügels zurückgetrieben, aber das Heiligthum des Kreuzes fiel in Feindes Hand, denn auch der Bischof von Lydda ward von einem Pfeilschuß durchbohrt.

Als sich die Christen auf die Höhe zurückzogen, hielt Fürst Aphdal an der Seite seines Vaters. „Sie fliehen!" rief der Jüngling freudig aus. „Schweige!" rief Saladin mit finsterer Miene. „Ehe nicht die Fahne des Königs sinkt, sind sie nicht geschlagen." Mit diesen Worten spornte der Sultan seinen Araber mitten unter den Haufen seiner Leibwache.

„Der Satan hilft diesen Franken!" schrie er, sich mit der Hand am Barte fassend. „Auf, straft den Teufel Lügen!"

Wie rasend stürzten bei diesen Worten die Saracenen auf's Neue den Hügel aufwärts. Diesmal erreichten sie die Höhe, und auf dem Plateau ent-

brannte der wüthendste Kampf. Lange blieb er unentschieden, doch jetzt sank das Panier des Königs in Gautiers de Villeneuve's sterbender Hand. Ein Todesschreck bemächtigte sich der Truppen; sie glaubten der König sei gefallen. Wirklich war Guido in großer Gefahr, er focht in dichtem Gedränge. Nur zwei seiner Ritter und Klotar waren an seiner Seite; Alle im heftigsten Kampfe gegen vierfache Uebermacht. Ein riesengroßer Neger drang auf den König ein. Klotar stürzte seinem Herrn zu Hülfe, da saus'te ein Schwerthieb des Schwarzen herab, der Page sank tödtlich verwundet vom Pferde. „Ergreift den Mann mit dem gekrönten Helm! Es ist der König!" rief mitten im Gedränge eine dem Monarchen wohlbekannte Stimme. Von allen Seiten stürzte man auf den Fürsten ein, er ward entwaffnet. — So wie der Ruf: ‚Der König ist gefangen!' sich verbreitete, warf Alles die Schwerter weg. In stummer Verzweiflung, und ohne weitere Gegenwehr, ergab sich der Rest des Heeres den Saracenen. —

Es war eine halbe Stunde später, als der König, Rainald von Chatillon, Gerhard von Riderfort, Al-

merich von Lusignan, Honfroi von Toron, Joscelin von Courtenay, der Marquis von Montferrat, Hugo von Dschibele, der Marschall von Jerusalem, und noch andere Heereshäupter, als Gefangene in das Zelt des Sultans geführt wurden. Saladin ein schöner Mann, das Ideal eines Kriegers des Morgenlandes, saß auf einem Divan. Um ihn her sah man eine Menge Emire, deren Gesichtsfarbe sich von dem Schwarz des Negers aus Sudan bis zum Weiß des Kaukasiers abstufte. Dicht neben ihm stand sein Sohn Aphdal, und der Geschichtsschreiber Kemal ed Din, welcher der Nachwelt die Vorgänge dieses Tages aufgezeichnet hinterlassen hat.

So wie Guido in's Zelt trat, winkte ihm der Sultan freundlich, sich neben ihn auf dem Divan niederzulassen. Kemal ed Din nannte die Namen der vorgeführten vornehmen Gefangenen, und je zahlreicher diese waren, je heiterer ward das Gesicht Saladins; er grüßte jeden Einzelnen durch Neigung des Hauptes; nur als Rainalds Name genannt wurde, ward sein Blick düster wie die Nacht. — Das Antlitz Guido's war todtenbleich, seine Zunge klebte vor Durst am Gaumen. Der Sultan bemerkte seine Er=

schöpfung; er winkte einem Sclaven, der einen Becher auf goldener Schüssel trug.

„Erquicke Dich mit einem Trunk Sorbet, gekühlt mit dem Schnee der Berge;“ sagte er freundlich.

Guido trank, und gab sodann den Becher an Rainald von Chatillon, der ihm zunächst stand.

Wild sprang der Sultan von seinem Sitze auf.

„Du bist es der ihm den Trunk bietet, nicht ich!“ schrie er heftig. „Aus meinem Becher soll der Verräther nicht trinken, der weder Treue noch Glauben hält!“

Der König wußte nicht, daß bei den Arabern der genossene Bissen oder ein Trunk, den Gefangenen unter den Schutz des Gastrechts stellt, und erbleichte.

„Nun,“ fuhr der Sultan zornig zu Rainald gewendet fort, „meinst Du nicht, daß ich die Sache des Propheten gerächt, und Deine Drohung, die heiligen Städte zu zerstören, zu nichte gemacht habe? — Erkläre Dich jetzt, Elender, ob Du zur Sühne auf der Stelle die Lehre des Islams annehmen willst.“

Ein festes ‚Nein‘ war die Antwort.

„Fluch über Dich! Du sollst von meiner Hand

sterben!" schrie Saladin, riß den Säbel aus der Scheide, und führte wüthend einen Hieb nach dem Halse des alten Mannes. Da er nur die Schulter getroffen hatte, so warfen sich zwei Leibwächter des Sultans auf den Unglücklichen, schleppten ihn zum Zelte hinaus und hieben ihn dort in Stücke.

Die blutige That schien Saladin zur Besinnung zu bringen. Als er in Guido's bleiches Gesicht blickte, und das Zittern seiner Lippen bemerkte, sagte er mit einer Art Schaam:

„Fürchte Dich nicht! Es ist nicht Sitte daß ein König den andern morde; aber dieser war ein Verräther. Allah hat ihn gerichtet."

Saladin stand jetzt auf, und nachdem er noch einige freundliche Worte zu Guido und den Andern gesagt, wendete er sich zu den Emiren.

„Kemal ed Din," sprach er, „führe die Gefangenen in ein Zelt und setze ihnen Speise und Trank vor. Sie sollen sich stärken zur Reise nach Damask, und wehe Dem der sie antastet! — Die übrigen Gefangenen gehören Dem, der sie erbeutet hat, die ausgenommen, die das Kreuz auf dem Mantel tra-

gen. (Er meinte die Templer und Hospitaliter.) Ich will die Erde befreien von diesem unreinen Geschlecht."

Der unglückliche Fürst und seine Mitgefangenen wurden nun von dem Emir in ein benachbartes Zelt geführt, um sich dort mit Speise und Trank zu erquicken. König Guido bat jedoch nach wenigen Augenblicken, daß man ihn nach dem Platze bringen möchte, wo Klotar an seiner Seite gefallen war. Er dachte dem Treuen Hülfe zu bringen, oder wenn dies unmöglich sein sollte, den Todten noch einmal zu sehn. Der Platz war um so leichter zu finden, als ein einzelner Felsblock am Fuße des Hügels ihn kenntlich machte. Schon von fern erblickte der König den Gefallenen. Er erkannte ihn von Weitem an den Farben der Kleidung. Der Page war todt. An seiner Seite kniete ein alter Kapellan des Bischofs von Accon, an der andern Seite stand ein Saracene, dicht in einen gelben Mantel gehüllt. So wie der König näher kam, that er einen lauten Schmerzensschrei. Sein Auge fiel auf die Leiche, in deren Brust eine weite Wunde klaffte. Geronnenes Blut bedeckte den schönsten — Frauenbusen.

„O Gott im Himmel!" rief der König, auf die Kniee stürzend. „Ist's möglich? Klotilde von Chateaublanc!"

„Ihr letztes Wort war Euer Name;" sagte der alte Priester. „Sie sagte mir sterbend, daß sie in den Kinderjahren Eure Verlobte gewesen, bei Cypern wunderbar aus einem Schiffbruche gerettet worden, und am Tage Eurer Vermählung in Jerusalem angekommen sei. Da sie gelobt ihr ganzes Leben Euch treu zu sein, so habe sie sich für ihren jüngern Bruder ausgegeben, und Euch als Page gedient."

Der König rang die Hände und weinte laut. Schluchzend drückte er die Lippen auf die kalte Stirn der Todten, Kemal ed Din konnte ihn nur dann bewegen sich zu erheben, als er mit seinem Dolche eine Locke von ihrem Haupte getrennt hatte. Dringend bat Guido den Saracenenanführer, in seinem Namen vom Sultan die Gunst zu erflehen, daß der Leichnam Klotildens nach Jerusalem geführt und dort beigesetzt würde. Weinend lös'te Guido noch die goldene Schnur seines Mantels, und breitete den letztern auf die theuren Reste. Eben wandte er sich, um nach dem Zelte zurückzukehren als sein Auge auf den

Saracenen fiel, den er bei der Leiche Klotildens getroffen hatte. Ein lauter Ruf des Abscheus entfuhr ihm, er erblickte die Züge Ivo's.

„Hebe Dich weg, Elender, von dieser heiligen Leiche!" schrie er heftig. „Ihr Leben, ja ihre ganze Seele, war Liebe, und die Deinige —"

„Ist voll Haß;" unterbrach ihn mit seiner gewöhnlichen Eiseskälte der ehemalige Templer. — „Was scheltet Ihr mich, König Guido?" fuhr er ruhig fort. „Wenn der Glaube der Todten sie duldende Liebe lehrte, so lehrte der meinige mich kräftigen Haß. Ich ward als Moslem geboren, ich bin unter dem Templermantel Moslem geblieben und werde als solcher sterben. — Als die Christen meinen tapfern Vater mordeten, mich fortschleppten und wider Willen zum Christen machten, da schwur ich ihnen in meinem Herzen den unversöhnlichsten Haß. Dieser ist mit mir aufgewachsen, erstarkt, und er war das Oel daß die Flamme meines Lebens nährte. Ich ward Templer, um dem Tempel so viel als in den Kräften des Einzelnen stehen würde zu schaden. Wußte ich doch, daß die Moslemin den Orden am meisten verabscheuten. Mein Einfluß, den ich bald

gewann, lehrte mich daß das Ziel, das ich mir gesteckt, zu klein sei, daß Allah mich vielleicht zum Werkzeug erkoren habe, das Reich der Christen im Morgenlande zu stürzen. Dies war von jetzt an mein einziger Gedanke. Er war es, der mich Euch aufsuchen, Euren Ehrgeiz stacheln, Euch erheben ließ. Euer Charakter, schwankend und schwach, weder gut noch böse, war hinreichend, um Verwirrung, wie ich sie brauchte — und wozu mir die Hauptmittel: Geburt, Schönheit oder Reichthum zu eigener Thätigkeit fehlten — anzurichten, und das Reich durch Euch dem Untergange zuzuführen. Die Feilheit, der Stolz, die Zanksucht der Barone und der Ordensmeister, thaten das Uebrige. Was Euch anlangt, so haßte ich Euch nicht und liebte Euch nicht. Ich betrachtete Euch als das selbstgeschaffene Werkzeug, das ich zerbrechen wollte, wenn es Zeit sei. Als aber die Zeit herankam, da jammertet Ihr mich. Nur ungern zerbricht ja der Meister den Dolch, das Schwert, was er selbst geschmiedet! Dies war der Grund warum ich Euch rieth, Euch mit Saladin zu verbinden, und unter seinem Schutz das kleine, für immer geschwächte Reich, fortzuregieren. Es war

eine Schwäche, daß ich Euch dies Anerbieten that, ich fürchtete fast daß Ihr es annehmen könntet, und dann gab es doch wieder Augenblicke wo ich es wünschte. Ihr verwarft meinen Vorschlag, Ihr brachet unsern Bund, und ich athmete freier. Ihr selbst gabt mich meiner Aufgabe: Dem Hasse allein zu leben, wieder. Jetzt ist diese erfüllt. Nicht Ehrenstellen, die mir Saladin für meine Dienste anbot, sind es die ich suche. Ich eile nach den Gränzen Armeniens; dort will ich über dem Grabe meiner Eltern eine Kuppel errichten, und daran schreiben: ‚Sie sind gerächt.‘“

Mit seiner gewöhnlichen Ruhe machte Ivo eine abschiednehmende Bewegung mit der Hand.

„Lebt wohl, König Guido!“ sagte er kalt, kehrte sich um, und bestieg wenige Schritte davon ein Roß, das ein Neger am Zügel hielt. Rasch spornte er den Renner über das Schlachtfeld. — —

Der traurigste Anblick erwartete den König, als er nach Verlauf weniger Stunden, nebst seinen vornehmen Mitgefangenen, nach Damaskus abgeführt wurde. Auf dem Plateau, wo das letzte Gemetzel stattgefunden hatte, waren die Krieger, welche dem

Tode entronnen waren, wie eine große Heerde zusammengetrieben. Die Zeltstricke hatten nicht hingereicht, um die Männer aus den erlauchtesten Geschlechtern Frankreichs aneinander zu fesseln. Dreißig bis vierzig Ritter sah man an eine einzelne Zeltleine, wie eine Kuppel Thiere, gebunden, daherziehen; ein einziger, stumpf und thierisch aussehender Neger war hinreichend, die einst so stolzen Kämpen, als ihr Führer, vor sich her zu treiben. Der Abhang des Hügels war besäet mit weißen, rothbekreuzten Mänteln. Die einstigen Träger derselben lagen enthauptet umher. Eine lange Reihe kleiner Pyramiden war aus ihren Häuptern gebildet worden.

Es ist nöthig, einen Vorhang über die traurige Scene zu ziehen. — Der Fall des Reiches war mit der Schlacht von Hittin vollendet. Obwohl Balian von Ibelin die Hauptstadt tapfer vertheidigte, mußte sie sich am Ende dennoch ergeben. Saladin behandelte die Einwohner großmüthiger als die Kämpen, die ihm im Gefecht in die Hände gefallen waren, aber die Mauern Jerusalems wurden gebrochen, der

Halbmond auf der Moschee Omars aufgepflanzt. — Obwohl Guido später aus der Gefangenschaft entlassen wurde, so war doch sein Dasein, bei dem verblichenen Glanz der Krone und dem darauf erfolgenden Tode seiner Gemahlin Sybille, nur ein trauriges, kummervolles. Auch der in Europa wieder aufflammende Enthusiasmus, die persönliche Erscheinung der drei mächtigsten Fürsten Europa's, des Kaisers Friedrich, Königs Philipp von Frankreich und des löwenherzigen Richards, vermochte nicht den Thron Gottfrieds von Bouillon wieder aufzurichten. Der Glanz, der ihn einst umgeben hatte, blieb ‚eine verlöschende Leuchte, ein gefallener Stern.‘

Die Einsiedelei del Parral.

Erzählung.

„Kein lastend Grabmal drücke Deinen Staub,
Die Du verblühtest in der Schönheit Lenze!“

Byron.

Es giebt vielleicht keine Stadt in Mittelspanien die in Beziehung auf Lage und Bauart einen Vergleich mit Segovia aushalten könnte. — Nähert man sich der Stadt von Westen, so steigen, in einem unbebauten unfruchtbaren Gelände, kleine, von dem Reisenden fast unbeachtete, steinerne Bogen auf, welche Anfangs kaum von zwei Fuß Höhe, endlich bei dem sich immer mehr senkenden Terrain, bis auf hundert und zwanzig Fuß anwachsen, und sich zu zwei Stockwerken von riesigen Dimensionen übereinander thürmen. Der kühne Bau besteht aus drei Fuß langen, und zwei Fuß dicken, schwarz gesprenkelten, und darum von den Spaniern „Berroqueñas“ genannten Steinblöcken, die ohne durch Kitt mit einander verbunden zu sein, nun schon gegen zwei Jahrtausende den von den Gauadarramen herabbrausenden Stürmen getrotzt

haben. Auf der Höhe dieser Bogen führt eine Rinne das aus einer wilden Berggegend kommende Wasser des Rio Frio in Thurmeshöhe über das im Thale liegende Segovia, nach dem Alcazar, dem alten maurischen Residenzschlosse. Die Historiker haben dem riesenhaften Bau oft einen fabelhaften Ursprung zugeschrieben. Gregor Mayans nennt den Kaiser Trajan, Florez die Gothen, Andere den ägyptischen Herkules, der gemeine Spanier aber kurzweg den Teufel als Erbauer des Denkmals, welches übrigens entschieden den Römern angehört, und von dem sogar Abbildungen auf römischen Münzen vorhanden sind. Hat aber die, über das alte, düstere Segovia, dessen Häuser oft wie Schwalbennester an einem der hundert und neunundfunfzig Bogen angeklebt sind, hoch in der Luft hinführende Wasserleitung ein großartiges Ansehen, so hat das Schloß, zu dessen Dienst sie erbaut ward, etwas einzig Seltsames, Feenhaftes, Magisches. Man denke sich einen zerklüfteten, zackigen, gegen sechshundert Fuß hohen Felsen, der an drei Seiten senkrecht aus einer Tiefe aufsteigt, in welcher zwei wilde Bergwasser — die Eresma und der Llamares — sich zischend und tobend vereinigen. Auf der durch Kunst

und mit großer Mühe geebneten Felsenplatte, liegt ein Bau von fabelhafter, phantastischer Form, und zugleich auf römischen, gothischen, maurischen und spanischen Ursprung deutend. Wirklich haben alle diese Völker nach und nach die Hand dabei gehabt. In der Mitte der gegen die Stadt gekehrten, und mit dieser durch eine Esplanade verbundenen Seite, erhebt sich ein kolossaler, von den Römern — nach Einigen von Cäsar — erbauter, viereckiger Thurm. Kleine runde Thürmchen anstatt der Zinnen, und vortretende spitze Fenster, geben ihm ein sonderbares Ansehen. Das mächtige Bauwerk wird von einer Masse niedrigerer, bald gothischen bald arabischen Styl zeigender, von weißem Stein in phantastischen Formen, meist im achten Jahrhunderte errichteter Gebäude begränzt, über deren bleiernen Dächern sich eine Menge bald größerer, bald kleinerer, spitziger, vielgestalteter Thürme und Zinnen erheben, die dem Ganzen das sonderbarste, fremdartigste Ansehen verleihen. Rechnet man nun einige römische, oft verkehrt eingemauerte Inschriften, verwitterte frazzenhafte Figuren und Thiergestalten aus der Gothenzeit, einen hier und da von spanischem Meißel nur halbzerstörten

Koranspruch über den Fenstersimsen, endlich noch den in Stuck gearbeiteten, knotigen, und als Verzierung längst der Façade hinlaufenden Franziskanergürtel hinzu, blickt man in die Schlucht der Eresma und des Llamares, über welche fünf kühngespannte Bogenbrücken führen, bis zu dem am Felsabhange romantisch gelegenen, von Cypressen beschatteten Kloster Nuestra Señora de la Fuencisla hinunter, so wird man gestehen müssen, daß dem Aeußern des Alcazars von Segovia kein anderes Gebäude in Europa gleiche. — Zur Kenntniß seines Innern wird folgende Erzählung einen Beitrag liefern. —

In einem altersgrauen mit großem Steinwappen über der Thüre verzierten Palaste, der das Hauptgebäude einer der engen, gewundenen, unebenen Straßen Segovias ausmachte, und diese mehr noch verdüsterte als verzierte, befanden sich, und zwar in einem weiten hallenden Saale, zwei Männer in einem eifrigen Gespräch. Der Eine davon, Don Fadrique de Guzman, Graf von Benevente, war ein Jüngling von einigen zwanzig Jahren. Seine Haltung war stolz, doch zierlich, und nicht unangenehm in's Auge fallend,

seine Züge trugen den ächt kastilischen Ausdruck, und würden für schön haben gelten können, wenn in ihnen nicht etwas Herrisches, Anmaßendes gelegen hätte. Der Andere, mit dem sich der Hausherr — denn dies war jener junge Mann — unterhielt, war ein Vierziger von ziemlich hoher Gestalt, dessen Gesicht durch den Ausdruck von List und Tücke, der in ihm lag, fast noch mehr als durch den düstern Blick des grauen Auges, jeden ihm zum ersten Male Begegnenden abzustoßen geeignet war. Beide Männer trugen die ritterliche Haustracht des funfzehnten Jahrhunderts. Ihr Gespräch drehete sich um die Angelegenheiten der Zeit. Der Infant Don Enrique, Prinz von Asturien, hatte sich nach langem Zwist mit seinem Vater Johann dem Zweiten zwar ausgesöhnt, aber der Günstling des Königs, der Graf Alvarez de Luna, hatte Alles aufgeboten um den Infanten abzuhalten, nach der Residenz Valladolid zu kommen, und dies war ihm desto leichter geworden, da der Prinz sich eben nicht besonders dahin gezogen fühlte. Am wenigsten war dies jetzt der Fall, wo der König im Begriff war eine Heirath mit der Infantin von Portugal einzugehen, und Feste vorbereitet wurden, bei denen

einen Zuschauer abzugeben der künftige Thronfolger eben nicht sehr geneigt sein konnte. Don Enrique, war überdies ein junger Fürst voll Leidenschaften, die von seinen Umgebungen immer noch genährt wurden, und so war ihm und seinen Günstlingen die Bestimmung des Königs, daß der Prinz sein Hoflager im Alcazar zu Segovia aufschlagen solle, nichts weniger als unwillkommen gewesen. Unter jenen Günstlingen aber war Don Fadrique einer der bedeutendsten, ja man konnte sagen, daß bisher Niemand so hoch wie er in der Gunst des Prinzen gestanden hatte. Diese sich zu erhalten war seine einzige Sorge. Starb König Johann, so gedachte er bei dem Thronfolger dieselbe Rolle zu spielen, die Graf Luna jetzt bei dem Vater inne hatte, und Geburt, Reichthum, Geistesgewandtheit, Alles schien ihm die Aussicht der Erfüllung seiner Hoffnungen zu gewährleisten. Bis jetzt hatte er nur einen Wunsch laut werden lassen dürfen um dessen Verwirklichung, wenn solche in der Macht des Infanten stand, zu erlangen; um so mehr fiel es ihm auf, daß der Prinz auf seinen Antrag ihm das offen werdende Marquisat von Villena, nach welchem sich alle Hofleute drängten, vom König zu

verschaffen, noch nichts entschieden hatte. Es fiel ihm nicht im Traume ein, daß sein Wunsch beim Prinzen auf ein Hinderniß gestoßen sein könnte, er sagte sich ferner: daß der König seinem Erstgebornen nach der neuen Aussöhnung unmöglich die erste dringende Bitte abschlagen werde, um so mehr aber zerbrach er sich den Kopf, wie es zugehe, daß die Entscheidung so lange auf sich warten lasse, und dies war der Gegenstand der, zwischen ihm und seinem Freunde, dem Grafen Rodrigo Torre de la Vega, stattfindenden Unterhaltung. Das ‚Für' und ‚Wider' war eben aus den vielfältigsten Gesichtspunkten verhandelt worden, als ein Page mit einem Schreiben in der Hand in's Zimmer trat.

„Von Sr. Gnaden dem Infanten!" meldete der Knabe.

„Gieb! — Gieb!" rief fröhlich Don Fadrique, winkte Jenem zum Hinausgehen, und riß den Faden aus dem Wachs.

So wie der Graf einige Blicke auf das Schreiben geworfen hatte, überzog sein Gesicht eine fahle Blässe, die bald darauf in ein fliegendes Roth überging. Die Adern der Stirn und Schläfe schwollen,

seine Blicke begannen zu flammen, und seine Züge verzerrten sich zu einem Ausdruck von Wuth. Plötzlich fing er laut zu lachen an, aber dies Lachen schien von einem Paroxismus von Leidenschaft eingegeben, es klang heiser und krampfhaft, und sein ganzer Körper schien zu beben.

„Bei San Jago! Was ist Euch?" rief Torre de la Vega, indem er den Freund erschrocken anstarrte. „Fehlt Euch etwas?"

„Ob mir etwas fehlt?" schrie Don Fadrique mit Wuth. „Ja wohl fehlt mir etwas! Mir fehlt Jemand, den ich in diesem Augenblick erwürgen könnte! — Hier les't! Les't, Torre de la Vega! Mein Gesuch um das Marquisat von Villena ist abgeschlagen."

„Der König also —" hob Jener an, indem er nach dem Schreiben langte.

„Nein, der Prinz!" fuhr Fadrique in voriger Aufregung fort. „Er hat sich nicht für mich verwendet."

„Vielleicht ein unübersteigliches Hinderniß —" sagte der Graf in das Schreiben blickend.

„Was?“ schrie Fadrique. „Ein Hinderniß? Hölle und Tod! Ich kannte kein Hinderniß wo es galt ihm zu dienen! Ich war es, der den Adel von halb Arragon bewog seiner verfaulten Sache beizutreten, ich war es, der zuerst das Schwert zu ziehen drohte, als der König den Infanten vor Gericht ziehen wollte, ich war es der Alvarez de Luna einschüchterte! Ha, ich wollte, das alte Nest in den Bergen Arragons, in welchem ich alle die Narren versammelte, die ich bereden sollte sich seiner anzunehmen, wäre über unsern Köpfen zusammengestürzt, anstatt daß mein Plan gelang, und er den Schlingen entkam, die Luna ihm gelegt hatte!“

„Ist denn das Marquisat von Villena so bedeutend?“ sagte der Graf bald in das Schreiben, bald auf den Sprechenden blickend.

„Bedeutend oder nicht!“ schrie Jener. „Hölle und Wetter! Ich habe ihn darum gebeten! Ich war es der es haben wollte! — Ich lege auf den Titel ‚Marques‘ keinen Werth — nein, nicht den geringsten, — aber ich denke daß Der, der so viel für den Prinzen gethan, daß der Sohn des Mannes, der für die Sache der Infanten von Arragonien ge=

gen König Johann gekämpft und bei Olmedo fiel, und der also noch dies und das abzurechnen hat, nicht vergebens um Etwas bitten müßte. — Wahrhaftig der Titel „Marques de Villena" ist es nicht nach dem ich geize, der eines Grafen von Benavente klingt nicht schlechter als der beste in beiden Kastilien; um das Einkommen ist es mir auch nicht, ich habe wohl Tausende um die Sache des Prinzen — und warum soll ich es nicht sagen? — den Luna ein wenig zu hetzen, aus dem Fenster geworfen. Dazu hatte ich noch einen besondern Grund, warum mir das Marquisat gerade am Herzen lag. Meine Schwester ist jetzt heirathsfähig geworden, es ist an mir sie auszusteuern, ich wollte dies auf eine glänzende Art thun, dennoch aber möchte ich nicht daß man meinte, mein Vermögen sei dadurch vermindert worden; da hätte sich nun das Marquisat gut gepaßt, um die Lücke wieder vollzumachen. Alles war so schön berechnet und eingefädelt, ich hatte Leonor aus Valladolid, wo sie bei den Ursulinerinnen erzogen ward, herkommen lassen, ich war schon halb und halb entschlossen in einen Plan des Prinzen einzugehen, der mir in verschiedener Beziehung nicht

übel schien, und der zugleich mit der Wahl des Gatten ein gewisses Mißverhältniß ausgeglichen hätte —"

„Ei, mein verehrter Freund," unterbrach Torre de la Vega, der inzwischen von Zeit zu Zeit in den Brief geblickt, „verstehe ich Euch recht —"

„Ich hatte den Gedanken," sagte Don Fadrique, „durch eine Heirath meiner Schwester mit Juan Pacheco den alten Zwist, der zwischen unsern Familien waltet, auszugleichen, — der Prinz war eigentlich zuerst auf die Idee gekommen — ich würde meine Schwester anständig ausgesteuert, aber ihren Gatten, der nicht besonders vermögend ist, dadurch immer in einer gewissen Abhängigkeit von mir erhalten haben. Der Prinz, müßt Ihr wissen, hat seit einiger Zeit eine ganz besondere Vorliebe für Don Juan, und der junge Herr, pfiffig wie er ist, sucht diese auf's Beste zu benutzen. Nun hätte ich durch diese Heirath ihn mit mir verbunden, und doch hinlänglich ihn in der Hand gehabt, um beim Infanten mir ihn nicht über den Kopf wachsen zu lassen."

„Wußte der Ritter um Euren Plan? Kannte er Eure Schwester?" fragte der Graf.

„Er hat Leonor, und diese ihn, nie gesehen, der Prinz hat ihn mit dem Gedanken einer solchen Verbindung vertraut gemacht!“ entgegnete Fadrique.

„Aha, nun begreife ich!“ sagte Graf Torre de la Vega lachend. „Der junge Herr ist verzweifelt pfiffig. Die Heirath mit der Schwester des mächtigen Grafen von Benavente ist ihm sehr willkommen, die Aussöhnung der beiden feindlichen Familien gleichfalls, dankbar nimmt er auch die stattliche Aussteuer der Braut, aber alle die schönen Dinge will er nicht durch eine Abhängigkeit von seinem Schwager und Gönner erkaufen, er greift nach dem Marquisat von Villena, will dadurch auf eignen Füßen stehen, und — da es gerade sich so fügt — sich zu der Heirath durch den Infanten mittelst des schönen Lehns auch ein wenig ausstatten lassen. — Gesteht, lieber Freund,“ schloß er mit boshaftem Lächeln, „diesmal seid Ihr an den Unrechten gekommen; Ihr habt Euren Meister gefunden. Der kluge Don Fadrique ist ausgegangen einen Vogel zu fangen, hat sich aber dabei in das eigne Netz verwickelt.“

„Meint Ihr?“ sagte Jener, indem er die Arme über einander schlug. „So weit ist es noch nicht,

und Don Juan Pacheco sammt dem Infanten sollen sich beide stark verrechnet haben. — Aus der Heirath wird nichts."

„Wie? Und Ihr habt mit dem Infanten, und dieser mit Don Juan, davon gesprochen? Der Prinz hat, so zu sagen, Euer Wort? Was ist es das Ihr jetzt noch thun könntet?"

„Ich will es Euch sagen was ich jetzt am Besten thun könnte!" sagte Fadrique dem Grafen nahe tretend. „Ich könnte nach Valladolid gehen, und mich dort dem Teufel, oder was gleichviel ist, dem Alvarez de Luna, verkaufen. O, ich würde mit offenen Armen aufgenommen werden! Die aufgehende Sonne im Alcazar von Segovia, würde darob etwas blasser strahlen. Doch so weit ist es noch nicht mit mir. Ich werde mich begnügen, dem jungen Pfifficus, der mich entbehren zu können glaubt, eine derbe Lection zu ertheilen."

„Ich wäre doch begierig, wie Ihr dies anzufangen gedenket!" sprach Torre de la Vega. „Ihr wollt die dem Prinzen gegebene Zusage zurücknehmen?"

„Ich? — Bewahre! Ich bin bereit mein

Wort zu halten. Nur bedaure ich unendlich, nicht im Stande zu sein es zu können. Ich bin ein zu zärtlicher Bruder, ich kann meine Schwester zu keiner Heirath zwingen, diese ist aber derselben durchaus entgegen."

Fadrique lachte höhnisch, als er diese Worte sagte.

„Und dies sollte der Infant Euch glauben?"

„Glauben oder nicht, er muß es hinunterschlucken;" versetzte der Vorige. „Er und sein milchbärtiger Günstling sollen sehen, daß ich auch ein Wort dabei zu sagen habe. Dringt der Prinz sehr in mich, so sage ich, daß das Herz meiner Schwester nicht mehr frei ist, und nenne ihm den Ersten, Besten; Euch, zum Beispiel."

„Und ich," rief Torre de la Vega lachend, „halte Euch dann beim Wort!"

Don Fadrique wollte eben Etwas erwiedern, als sich die Thüre öffnete, und eine junge Dame eintrat. Sie trug ein seidenes Kleid nach der Mode der damaligen Zeit. Unter dem ausgezackten, steifen Kragen, der den blendend weißen Nacken überragte, hing eine goldene Kette, woran eine Medaillon, bis auf die schöngeformte Brust herab. Ein

runder Hut mit schwankenden Federn, deckte die wunderschönen dunkeln Locken, die das etwas bleiche, aber geist= und seelenvolle Oval ihres überaus lieblichen Gesichts umringelten.

„Entschuldigt, Kaballeros — ich wollte nicht stören," sagte leicht erröthend das Mädchen.

„Wie könnt Ihr glauben, Señora, daß Eure Gegenwart eine Störung hervorbringen dürfte?" sagte Graf Torre de la Vega. „Doch ja!" setzte er mit Galanterie hinzu. „Ohne Zweifel werdet Ihr bei den Festen erscheinen, welche der Infant, der Heirath des Königs wegen, geben wird, und da möchte ich nicht behaupten, daß die Schönheit der Doña Leonor de Guzman unter den bewundernden Herren, und den neidischen Damen, nicht allerlei Störungen zu veranlassen, mehr als allzu geeignet sei."

„Du wirst," sagte Don Fadrique zu dem über die Schmeichelei des Grafen in leichte Verwirrung gerathenen Mädchen, „heute Abend dem Infanten vorgestellt werden, und ich habe in dieser Beziehung Dir Einiges mitzutheilen. — Wir sprechen uns wohl noch bis dahin."

Es war sichtlich, daß Don Fadrique die Schwester zu entfernen wünschte, diese verstand den Wink, und verließ nach einigen höflichen Worten, die zwischen ihr und dem Grafen gewechselt wurden, das Zimmer.

„Señor," sagte Torre de la Vega, und seine von Leidenschaften durchwühlten Züge durchzuckte eine erhöhte Lebhaftigkeit, „was ist Doña Leonor schön geworden seit ich sie zuletzt gesehen! Ist dies das kleine, blasse, kränkliche Mädchen, das ich vor drei oder vier Jahren sah? Ich sage Euch: sie wird Aufsehen bei Hofe machen! Die Gräfin von Miraflores, die Marquesa von Cotadilla, und wie alle unsere Hofschönheiten heißen, werden durch sie in Schatten gestellt werden."

„Meint Ihr?" sagte Don Fadrique zerstreut.

„Ob ich es meine? — Bei unserer Frau von Fuencisla! Eure Schwester ist ein Engel;" rief der Graf immer lebhafter. „Aber hört, Don Fadrique! Erlaubt mir eine Frage: Seid Ihr wirklich entschlossen dem Infanten zu trotzen? Gedenkt Ihr dem neuen Marques de Villena nicht Eure Schwester zur Frau zu geben?"

„Juan Pacheco wird nicht mein Schwager, nach-

dem er meinen Nebenbuhler beim Prinzen zu spielen gedenkt;“ erwiederte Jener fest.

„Glaubt Ihr, daß Doña Leonor leicht zu bewegen sein werde, eine Wahl zu treffen, die von Euch ausgeht?“

„Sie ist ein gutes Kind! Sie willigt in jede;“ versetzte Fadrique kalt. „Warum sollte sie auch nicht? Ich statte sie reichlich aus, und sorge für ihr Bestes. Ueberdies, bin ich nicht das Haupt der Familie, folglich ihr Herr? Muß sie sich nicht jedenfalls in meinen Willen fügen?“

„Man hat dennoch Beispiele —“ hob der Graf zögernd an.

„Aber in meiner Familie nicht!“ unterbrach ihn der Vorige mit Härte im Ton. „Ich wäre auch nicht der Mann dergleichen zu dulden. Leonor würde nicht wagen sich mir zu widersetzen, und wenn meine Wahl auf einen Greis von achtzig Jahren fiele. Sie ist an pünktlichen Gehorsam gewöhnt. Ueberdies kennt sie keinen Mann. Und möge Der, der sich um sie bewerben wollte ohne vorher bei mir anzufragen, wohl auf seiner Huth sein!“

„Ich bin überzeugt, daß Ihr nicht der Mann

seid, der sich die Hand der Schwester wider Willen abdringen lassen wird. Dergleichen liegt nicht in dem Blute der Guzman;" versetzte der Graf mit einem Tone, in dem Achtung und Schmeichelei gemischt war, und der auf Fadrique sichtlichen Eindruck machte. „Erlaubt mir indeß eine Frage: Welche Eigenschaften verlangt Ihr von Eurem künftigen Schwager?"

„Nur zwei: Ebenbürtigkeit und Ergebenheit. Außerdem so viel Muth um nöthigenfalls Beides mit dem Schwerte zu bethätigen;" versetzte Fadrique.

„Und Vermögen?"

„Mir einerlei! Ich habe mehr als ich bedarf. Hat er welches — nun desto besser."

„Ich denke, Don Fadrique, Ihr zweifelt weder an dem Adel der Torre de la Vega, noch an meiner Freundschaft für Euch, und daß ich mehr als wohlhabend bin, ist Euch gleichfalls bekannt."

„Wie? Verstehe ich Euch recht, mein Freund —" hob Jener mit Verwunderung an.

„Ihr nanntet mir die Eigenschaften, die Ihr von dem künftigen Gemahl der Señora fordert, und ich glaube, daß ich diesen zu entsprechen im Stande bin. Es ist wahr, ich bin älter als der Gatte Eurer

Schwester vielleicht sein sollte, aber ich würde sie darum nicht weniger lieben, auch sagt Ihr ja selbst, daß das Herz derselben noch frei und Euer Wille der ihrige sei. Gestattet Ihr mir es also, so bewerbe ich mich um die Hand der Doña."

„Ihr überrascht mich in der That, mein Freund," versetzte Jener. „Laßt mich indeß ganz offen reden. Gestern würde ich vielleicht Anstand genommen haben. Ihr seid bereits in der Mitte des Lebens, und ein Bewerber dieser Art ist bei den Weibern, wenn ein junger milchbärtiger Fant dazwischen kommt, immer im Nachtheil, so schätzbare Eigenschaften er auch haben mag; Juan Pacheco dagegen ist jung, die Frauen nennen ihn schön, mit einem Worte, er würde meiner Schwester ein willkommner Freier gewesen sein. Doch dies ist vorbei, für immer vorbei, — die Zeit drängt, der Infant könnte heute Gelegenheit nehmen mit mir von der Sache zu reden — und so sage ich Euch denn ohne Umschweife: Eure Bewerbung ist mir genehm, und Ihr sollt mein Schwager werden."

„Ha Dank, tausend Dank!" rief der Graf. „Seid versichert, Fadrique, Ihr sollt einen treuen Anhänger an mir haben, und thut es Noth, so

wird mein Schwert und Dolch nicht säumen, Euch einen Pfad über Die, die Euch in den Weg zu treten gesonnen sein könnten, zu bahnen. Bei diesem Don Juan Pacheco denke ich aber den Anfang zu machen.“

„Nein, mein Freund!“ sprach Fadrique lebhaft, doch mit sichtlichem Vergnügen die Zusicherungen des Grafen vernehmend. „Macht jetzt kein Aufsehen. Ich bitte Euch sogar, daß Ihr es nicht zu bemerken scheint, wenn der Ritter, von dem Infanten dazu bewegt, meiner Schwester den Hof macht. Ich selbst werde es eben so halten. Spricht der Infant mit mir, so verweise ich den Günstling an meine Schwester, und daß diese ihn mit einer langen Nase abziehen läßt, wird dann meine Sorge sein.“

„Wie aber, wenn Ihr Euch in Doña Leonor täuschen solltet?“ sprach nicht ohne Besorgniß im Tone der Graf. „Wenn diese nun —“

„Jetzt sehe ich, daß meine Schwester wirklich Eindruck auf Euch gemacht!“ unterbrach ihn Fadrique lachend. „Ihr habt sie kaum gesehen, und schon fühlt Ihr die Qualen der Verliebten! — Seid ganz ruhig, Graf! Meine Schwester ist ein Kind. Sie

hat keinen Willen. Ich bin ihr Bruder und ihr Herr, und mit einem Wort, Ihr sollt mein Schwager werden, und wenn der Infant sich selbst für seinen jungen Günstling verwendete, und Leonor zehn Mal: ‚Nein!‘ sagte.“ — —

Es war gegen Abend desselben Tages. Eine Sänfte, getragen von zwei Mauleseln, die mit einer Menge schwarz und rother Bänder — die Farben des Wappens der Guzmann — geschmückt, und in deren Schweif und Mähnen zierlich eingeflochten waren, ein schwarzer andalusischer Hengst, geziert mit silberbeschlagenem Sattel und Zeuge, außerdem aber eine Menge Pagen und Lakayen, befanden sich vor der Thüre des Palastes. In dem Hauptsaale des letztern ging Don Fadrique bereits die Schwester erwartend auf und ab. Eben trat die Letztere ein. Sie war in großem Staat und bildete wirklich eine strahlende Erscheinung.

„Hübsch! — In der That recht hübsch!“ sagte der Graf, indem er den Anzug der Schwester musterte, und sich seine harten Züge zu einem Lächeln verzogen. „Ich hätte kaum geglaubt, daß Du im Kloster Gelegenheit gefunden hättest, Dir so viel Ge-

schmack in Putz und Anzug anzueignen. Auch Deine Haltung und Dein Gang sind ganz gut. Ich fürchtete schon den schleppenden Nonnenschritt an Dir bemerken zu müssen. Das wäre abscheulich gewesen. — Aber Perlen, — warum trägst Du Perlen im Haar? Perlen sind eine üble Vorbedeutung und heute trittst Du zum ersten Male in die Welt;" setzte er rauh hinzu. „Du hättest Diamanten tragen müssen."

„Ich glaubte," versetzte Leonor schüchtern, „sie paßten besser zu meinem Haar und diesem Anzug, und dann, meinte ich, sie seien für ein junges Mädchen ein bescheidenerer Putz —"

„Ja, wenn es die Tochter oder Schwester irgend eines unbedeutenden Rittersmannes, eines bettelhaften Don Sotano oder Fulano, nicht aber die Abkömmlingin des mächtigen Hauses der Guzmann, die Schwester des Grafen von Benavente ist."

„Wenn Ihr befehlt, mein Bruder, so könnte dies noch geschwind geändert werden;" entgegnete das Mädchen demüthig, indem es im Begriff war nach der Thüre zu eilen.

„Nein! — Laßt sein! — Es ist zu spät;" sagte

der Graf, indem er nach einer Wasseruhr blickte, die auf einem Pfeilertische stand. „Ich habe Dir ohnehin noch Einiges zu sagen. — Wie Du Dich gegen den Infanten, gegen die Damen und Herren vom Hofe, zu verhalten hast, weißt Du;“ fuhr Don Fadrique im Saale auf und abgehend fort. „Lasse Dir den Grundsatz: lieber für stolz als für allzuhöflich zu gelten, nochmals empfohlen sein. Man muß eine Krone tragen, wenn man durch die letztere Eigenschaft nicht verlieren soll. Eine Menge junger Männer werden Dich umschwärmen. Du bist eine neue Erscheinung am Hofe. Sie werden Dir einen Wust schöner Dinge vorsagen. Höre alle kalt und ruhig an, aber behandle sie mit gleicher Zurückhaltung. Mit zweien kannst Du eine Ausnahme machen. Der eine ist der Ritter Juan Pacheco, — den Grund, warum ich diesen ausnehme, wirst Du später erfahren, — der zweite der Graf Torre de la Vega, mein Freund und ein sehr würdiger Rittersmann. — Doch Du hast ja den Grafen schon früher, als heute gesehen?“

„Ja wohl;“ versetzte das Mädchen lächelnd. „Und ich war heute recht verlegen als ich ihn wiedersah. Mir fiel ein, daß er sich erinnern würde, wie ich

mich als Kind stets so vor ihm gefürchtet. Ich selbst erinnerte mich heute recht lebhaft jener Zeit, und wenn ich mich auch nicht mehr fürchtete, so fand ich ihn dennoch eben so entsetzlich häßlich wie einst früher."

„Häßlich?" sagte Don Fadrique gleichgültig. „Ich dächte nicht daß er häßlicher wäre als mancher Andere, der für einen Ausbund von Schönheit und Liebenswürdigkeit gilt, weil er vornehm, reich und unverheirathet ist. Diese drei Eigenschaften aber besitzt der Graf, und darum ist er bei den Damen vom Hofe sehr angesehen. Man würde Dich für sehr einfältig halten, wenn Du nicht auch dieser Meinung wärest. Doch gleichviel. Der Graf ist ein würdiger Mann und mein Freund, und ich wünsche daß Du mit ihm näher bekannt werden, und ihn mit größter Auszeichnung behandeln mögest."

„Ich werde Euren Befehlen nachzukommen trachten, mein theurer Herr und Bruder;" erwiederte das Mädchen freundlich.

„Ich weiß," sagte Don Fadrique mit dem Kopfe nickend und indem er so viel Milde, als er im Stande war, in seine Züge zu legen suchte, „ich

weiß daß Du meinen Wünschen nachkommen wirst. Sie sind ja überdies ganz auf Dein Wohl gerichtet. Ich will Dich glücklich, reich und geehrt wissen. — Doch noch Eins! Als ich Dir sagte, daß Du Don Juan Pacheco artig behandeln mögest, meinte ich, daß dies nur unter allgemein hergebrachten Formen, und ohne etwas Besonderes hineinzulegen, geschehen soll. Höre Alles an, was Dir der Ritter sagt, erwiedere aber nichts darauf, was auf einen besondern Antheil von Deiner Seite schließen lassen könnte. Mit dem Grafen Torre de la Vega ist es indeß ein anderer Fall. Er ist mein vertrauter Freund; und Du darfst Dir bei dem, was Du ihm etwa freundliches sagen willst, keinen besondern Zwang anthun."

„Ich denke," sagte Leonor lächelnd, „ich werde mich nicht allzusehr hingerissen fühlen."

„Lerne ihn näher kennen, und Du wirst ihn schätzen;" entgegnete der Bruder. „Die Damen am Hofe behandeln ihn mit großer Zuvorkommenheit. Er ist reich und gilt für einen sehr annehmbaren Freier."

„Ich will ihn Keiner streitig machen;" fiel Leonor lebhaft ein.

„Wärest Du," sprach Fadrique düster, indem er auf eine dem Palaste gegenüber liegende Hütte zeigte, „die Tochter des ehrenwerthen Hidalgo da drüben, oder die des Herzogs von Medina Celi, so ließe sich ein so vorschnelles Urtheil dadurch rechtfertigen, daß, im ersten Falle, Du nicht Hinsichts einer Wahl in Verlegenheit kommen würdest, im zweiten aber, Dir Deines großen Vermögens wegen eine solche überall freistünde, in Deiner Lage aber wird es gut sein, daß wir" — der Graf betonte dieses Wort — „wenn eine solche Gelegenheit sich zeigte, uns die Sache etwas reiflich überlegen. — Ist's gefällig, Señora?" setzte er mit Eiseskälte hinzu, indem er auf die Thüre zeigte, und der Schwester den Arm bot. „Die Zeit ist da. Wir müssen nach dem Schlosse." —

Mit einem leichten Seufzer legte die Schwester ihren Arm in den des Bruders. Dieser führte sie die Treppe hinab. Sie stieg in die Sänfte, Don Fadrique setzte sich zu Pferde, und nach dem Alcázar ging der Zug. —

Schon auf dem Platze, der den uralten, sonderbaren Bau von der Stadt trennt, sah man aus

dem Volksgewühl, daß heute viel Bewegung im Residenzschlosse des Infanten sein müsse. Das Gebäude, dessen Fenster, Thürme und Thürmchen vom Mondlicht hell erleuchtet waren, nahm sich noch phantastischer aus wie sonst. Magisch aber war der Anblick der Leonors harrte, als sie, nachdem die steinerne Brücke, die über einen breiten trockenen Graben führte, überschritten war, aus der Sänfte stieg. Sie befand sich in einem innern Höfe, der rings von Arcaden umgeben war, die heute von bunten Lampen erleuchtet wurden. In der Mitte des Hofes befand sich eine Fontaine, die eine starke Wassergarbe hoch in die Lüfte trieb. Blickte man nun auf die Millionen herabfallenden Wasserperlen, in denen sich das bunte Lampenlicht prismenartig brach, sah man auf die Fenster und Thüren des alten maurischen Palastes, aus denen das Kerzenlicht wie Tageshelle strahlte, erhob man das Auge zu dem, in der Mitte, in den Nachthimmel aufragenden Cäsarsthurme, dessen Fuß die kleinen Spitzthürmchen wie Diener und Trabanten umgaben, so mußte man glauben, sich am Eingange eines arabischen oder persischen Palastes zu befinden, in dem ein Saladin,

oder Harun al Raschid, irgend ein seltsames, fabelhaftes Fest feiere.

Leonor war von dem Anblick ungemein ergriffen. Sie hatte bisher nur die dunkeln, kaum halb erhellten Kreuzgänge des düstern Klosters zu Valladolid durchwandert. Wie festgezaubert blieb sie neben der Sänfte stehen, und erst als Fadrique ihr den Arm bot, konnte sie sich von dem nie gesehenen Anblick losreißen. So eigenthümlich aber Leonor das Gebäude von Außen erschien, so ward dieser Anblick dennoch von dem des Innern überboten. So wie die Geschwister durch ein großes getäfeltes Gemach geschritten waren, das zu der Maurenzeit für die Dienerschaft gedient haben mochte, traten sie in eine Reihe Staatszimmer oder Säle, die fast noch in demselben Zustande waren, in dem die alten arabischen Herrscher sie verlassen hatten, und an welche andere, von Alphons dem Weisen eingerichtete, sich anschlossen. Die Stuckaturen an den Wänden waren überaus kunstreich, und die Plafonds strahlten von Gold und brennenden Farben. Ein Zimmer, damals, ‚la cuadra‘, in neuerer Zeit ‚el Cabinete del pavellon‘ genannt, war vor nicht allzulanger Zeit

von einem Meister arabischer Abkunft, Namens Xadel Alcalde, mit einem prächtigen, pomeranzenförmigen, ausgeschnitzten und über und über vergoldeten Gewölbe bedeckt worden, ein zweites nicht minder prächtiges, trug eine Bordüre aus lauter gemalten Elstern bestehend, eine Anspielung auf eine begangene Untreue des Königs Alphons, über welche geschwatzt worden war, und wofür die Königin ihren Gemahl zu bestrafen dachte. Auf ein anderes Zimmer machte Don Fadrique die Schwester im Durchgehen besonders aufmerksam. Es war der Saal ‚del rayo' (des Blitzes). Dieser war darum so genannt worden, weil, als König Alphons einst scherzweise geäußert: ‚wenn der Schöpfer ihn bei Erschaffung der Welt zu Rathe gezogen, er ihm ganz gute Rathschläge hätte geben wollen', ein in dies Zimmer niederschmetternder Blitzstrahl die kecke Rede bestraft hatte. Der eigenthümlichste Anblick erwartete Leonor aber erst, als sie in das Throngemach kam. Es ist dies der Hauptsaal des ganzen Gebäudes, die merkwürdige ‚Sala de los reyes.' Hier saßen auf dem Gesimse eines mit Figuren künstlich verzierten Tafelwerks, zweiundfünfzig Königsbilder in Lebens-

größe auf Thronen. Die Figuren waren theils von Holz geschnitzt, theils von Wachs gearbeitet, und bunt angemalt. Es waren dies die Bilder von neunzehn Königen von Kastilien, von Fruela dem Ersten bis auf die Königin Johanna, sechs Königen von Leon, sechs von Oviedo, und zweien von Asturien; zwischen ihnen befanden sich die Bilder des Cid Campeador, des Fernan Gonzalez und anderer Helden. Majestätisch, aber zugleich eigenthümlich ernst und gespenstisch, sahen die Gestalten, mit den Kronen auf den Häuptern und den Sceptern in den Händen, von ihren hohen Thronen herab auf die geputzte Menge der Ritter und Damen, die den Saal erfüllten, und zwischen deren wallenden Federn und Schärpen, man auch die weißen Gewänder und die Reiherbüsche einiger Maurenritter schimmern sah, die den Gesandten des Emirs von Valencia, den tapfern Moley Abd el Aziz, herbegleitet hatten. Die Augen der Damen vom Hofe — noch mehr aber die der Herren — richteten sich auf die, heute hier zum ersten Male erscheinende Schwester des mächtigen Grafen von Benavente, und bald bekundete das bewundernde Lächeln der Letzteren, so wie die höhnisch

emporgezogenen Lippen der Ersteren, daß die Schönheit Leonors sich mit jeder andern am Hofe messen könne. Kaum hatte Fadrique so viel Zeit die Schwester der, wegen der bevorstehenden Vermählung des Prinzen ernannten, Camerera mayor vorzustellen, als Schwerterklirren in den Corridoren, und Aufstoßen der Hellebarden von Seiten der Thürhüter im Saale, die Ankunft des Infanten bezeichnete. Die Augen Leonors flogen dem Eintretenden sogleich entgegen. Don Enrique war ein junger bleicher Mann von schmächtiger Gestalt, und weder schön noch häßlich zu nennen. Nur einen Moment verweilten die Blicke des Mädchens auf dem Prinzen, denn sie wurden sogleich mächtig von einer Gestalt angezogen, deren Konterfei längst in der Seele Leonores festgewurzelt war, da sie es in Valladolid nicht nur wachend, sondern selbst allnächtlich in ihren Träumen erblickt hatte. In der Klosterkirche, welche das Mädchen täglich mehrmals besuchen mußte, befand sich dem vergitterten Chor der Nonnen gegenüber ein Altar, der dem heiligen Erzengel Michael geweiht war. Das Auge der jungen Nonne ruhte fast gezwungen fortwährend auf dem Altarbilde, das entzückende Werk

eines der größten Meister. Die Hauptfigur desselben war, so zu sagen, das Ideal aller Männerschöne, wie sich solche die jungen Religiosen in ihrer Phantasie vormalten. Eine Fülle blonder Locken — ein in Spanien seltener, und darum um so geachteterer Vorzug — umwallte ein edles Haupt von der edelsten Form, und wallte über die Schultern herab. Ein überirdisches Feuer schien aus dem zürnenden blauen Auge zu sprühen, und der kraftvolle Arm schwang die Flammenklinge, welche den bereits sinkenden Dämon in den klaffenden Abgrund stürzen sollte. Stundenlang hatte Leonor sonst auf den göttlichen Kämpfer geblickt, er war ihr oft in ihren lieblichsten Träumen erschienen, und sein Auge hatte ihr dann nicht zürnend sondern freundlich zugelächelt; wie betroffen war sie, als sie heute die nämliche herrliche Gestalt an der Seite des Infanten erblickte! Ja, das waren die nämlichen Züge, die goldenen Locken, der schlanke Wuchs, kurz die nämliche Figur, auf der ihr Auge so oft mit Entzücken geruht! Leonor hatte für nichts mehr Sinn als für den schönen Rittersmann, der sich an der Seite des Prinzen befand. Erst als der Infant, welcher im Kreise

der Damen herumging, sich ihr immer mehr näherte, als die Camerera mayor an ihre Seite trat, kam sie wieder zur Besinnung. Jetzt ging der Prinz auf sie zu. Er sprach zu Leonor sehr freundlich, nannte ihren Bruder seinen Freund, und schloß damit, daß er ihr sein Vergnügen ausdrückte, seinen Hof um eine weibliche Schönheit reicher zu wissen. Leonor hatte nur etwas Weniges mit niedergeschlagenen Augen erwiedern können, eben entfernte sich der Infant, plötzlich sah sie dessen schönen Begleiter sich gegenüber.

„Señora!" sagte die Camerera mayor in ihrem ceremoniösen schleppenden Tone. „Don Juan Pacheco, Marques von Villena, wünscht Euch vorgestellt zu werden."

Leonor zitterte am ganzen Körper vor Ueberraschung, das Blut stieg ihr in's Gesicht, sie war keines Wortes mächtig, und blickte ängstlich nach der alten Dame; aber diese hatte sich schon entfernt. — Der junge Ritter schien die Verlegenheit Leonors nicht zu bemerken.

„Das Kloster de la Fidelidad zu Valladolid ist so glücklich gewesen, Euch längere Zeit in seinen

Mauern zu beherbergen;" sagte er mit einer voll und männlich, und dennoch zugleich weich und freundlich tönenden Stimme. „Wißt Ihr wohl, Señora, daß ich Lust habe darauf ein wenig stolz zu sein? Das Kloster ist eine Stiftung meines Hauses, und das Bild des Erzengels, das Ihr unstreitig gesehen haben werdet, da die Kapelle dem Chor gegenüber liegt, ist zugleich das Konterfei des Stifters, Michael Pacheco, meines Ahnherrn."

„In der That?" rief Leonor überrascht. „Jetzt kann ich mir erklären —"

Ihre Rede stockte, sie erröthete nur noch mehr.

Der Ritter schien den Grund ihrer Verlegenheit, so wie das was sie sagen wollte, zu errathen. Um sie der Verlegenheit zu entreißen, brachte er schnell die Rede auf die Aebtissin die er kannte, und die, wie er sagte, eine nahe Verwandte von ihm war. Leonor fand darin einen Anknüpfungspunkt zur Unterhaltung, und diese dauerte so lange, und war so lebhaft, daß sie es kaum bemerkte, als Graf Torre de la Vega sich ihr genähert hatte, und nun ihr Gespräch plötzlich unterbrach.

Wie unangenehm und widrig erschien ihr Alles

was der Graf ihr sagte! Wie unendlich häßlich kam er ihr vor, wenn sie ihn mit dem schönen Ritter verglich, der sie mit einer artigen Verbeugung eben verlassen hatte! Sie antwortete ihm daher zerstreut, oft ganz widersinnig, und war in ihrem Herzen hocherfreut, als er sie wieder verließ. Sie hatte heute für nichts mehr Sinn — weder für die Gnade des Infanten, der sich längere Zeit mit ihr unterhielt, noch für die höflichen und galanten Worte der Männer, oder die boshaften Blicke der Frauen, — sie war ganz glücklich als ihr Bruder, nach Entfernung des Prinzen, ihr den Arm bot, um sie wieder nach der bereitstehenden Sänfte zu führen. So wie sie in ihrem einsamen Gemache angekommen war, wiederholte sie sich in Gedanken jedes Wort, was Juan Pacheco zu ihr gesprochen, und sie ihm darauf geantwortet hatte. Der Ritter war der erste Mann, der ihr je nahe getreten, und für den sie hätte ein Interesse fühlen können. Dies Gefühl aber ergriff sie mit solcher Macht, es erfüllte ihre jugendliche Seele so ganz, daß sie an nichts als an den schönen Ritter und an den Augenblick dachte, wenn sie ihn wiedersehen würde.

Der Zufall wollte, daß dies in dieser Zeit fast Tag für Tag stattfand. Die Etikette gebot dem Prinzen, die Vermählung des Königs seines Vaters durch einige Feste zu feiern, der sämmtliche Adel der Provinzen Segovia und Avila, so wie Diejenigen, welche sich von dem Hofe von Valladolid fern halten und doch nicht den König geradezu beleidigen wollten, hatten sich bei den Festlichkeiten eingefunden, und so war es bald ein Tanz, eine Jagd, ein Ringelrennen, was Tag für Tag unter einander abwechselte. Bei allen diesen Festivitäten waren Juan und Leonor zugegen, und obwohl Ersterer zu vorsichtig und gewandt war, um durch die Huldigungen, die er der Dame brachte, Aufsehen zu erregen, so konnte ein aufmerksamer Beobachter dennoch bemerken, daß der Ritter sich lebhaft für sie interessire. Unter solchen Umständen war es wohl nicht zu verwundern, daß, bei dem täglichen Wiedersehen, das Bild des Ritters in dem Herzen Leonors eine immer festere Stätte fand, daß die jungen Leute sich immer mehr befreundeten und daß endlich ihr Mund aussprach, was die Herzen empfanden. Juan Pacheco sagte Leonor, daß er nur das Ende der Festivitäten abwarten, dann

aber mit ihrem Bruder sprechen, sich ihm erklären und um die Hand der Schwester anhalten werde. Von allen den Festlichkeiten stand nur noch eine bevor, und diese war ein der Provinz Segovia eigenthümliches, uraltes Volksfest. Obwohl sonst nur von den niedern Volksklassen besucht, hatte der Infant diesmal seine und des ganzen Hofes Anwesenheit, wenn auch nur als Zuschauer, zugesagt. Mit demselben, das ‚Fest der Santa Agueda in Zumarramala' genannt, hatte es folgende Bewandtniß. Zumarramala ist ein kleiner Ort, ehemals eine Vorstadt von Segovia. Am fünften Februar jeden Jahres feiern deren Bewohner das Andenken der Schutzpatronin des Dorfes, der heiligen Agueda. Sei es nun, weil die heilige Schutzmacht eine weibliche ist, sei es aus andern Gründen, die seit grauen Zeiten in Vergessenheit gerathen sind, an diesem Tage haben die Frauen allein die Oberherrschaft, und die Sache wird so ernst genommen, daß die Ortsobrigkeit mit Anbruch des Tages feierlich ihre Würde niederlegt. Die Frauen des ersten und zweiten Alcalden, geschmückt mit allem zamarriegischen Putz, empfangen von ihren Ehemännern auf dem Rathhause in voller Versammlung den

Stab, der das Zeichen der Gerichtsbarkeit ist, und fortan hat bis zum Abend Niemand als diese zu befehlen. Obwohl das Fest und dessen Einrichtungen scherzhafter Art sind, so wird es mit den letztern doch auch wieder sehr ernsthaft genommen, das Gefängniß und die Gerichtsdiener stehen zu der Verfügung der Alcaldessen, und diese wissen ihren Anordnungen Respect zu verschaffen. —

So wie der Tag des Volksfestes erschienen war, verkündigte am frühesten Morgen das ‚Tamboril' (eine kleine Trommel) und die ‚Dulzaina' (eine Art Dudelsack) die Feier des Tages; die Frauen von Zumarramala begaben sich in feierlichem Zuge auf das Rathhaus, und ihre Anführerinnen empfingen die Alcaldenstäbe, das Zeichen ihrer Würde. Mit diesen traten sie auf den Balkon des Rathhauses, und die beiden Alcaldessen dem Volke vorstellend, rief ein Alguazil mit lauter Stimme: „Aquel dia mandan ellas!“ — Die Gerichtsbarkeit der Frauen war damit eröffnet.

Auf Befehl der weiblichen Obrigkeit begab sich jetzt der erste Alguazil, den sie sofort erwählten, auf den Platz. Dies war eine junge Frau von munterem

Ansehen. Sie war hübsch und in dem Anfange der Zwanzig. Auf dem dunkeln gescheitelten Haar trug sie einen weißen, unten abgerundeten Schleier. Ihr Anzug bestand aus einem Leibchen, und einem Kleide mit geschlitzten Aermeln. Sie verkündigte mit lauter Stimme, daß das Fest der heiligen Agueda nun begonnen habe, und die Frauen von Zumarramala eingeladen würden, in der Kirche einer Messe zu Ehren der Schutzpatronin beizuwohnen. Die Männer hätten sich unterdessen der häuslichen weiblichen Verrichtungen auf's Beste anzunehmen, das Mittagessen zu besorgen, die Kinder zu pflegen, bei harter Strafe aber nicht zu unterlassen, den Säuglingen daheim die ‚pucbereta' (eine Art Brei) in den Mund zu schmieren. Wer sich irgend eine Nachlässigkeit in diesen verschiedenen Verrichtungen zu Schulden kommen ließe, würde vor den ‚banco de la justitia' (die Gerichtsbank) gefordert, und ohne Gnade bestraft werden, die pflichtgetreuen Männer aber mögten sich Nachmittags auf dem ‚Dreschplatze' einfinden, wo sie nicht nur dem Tanze der Frauen zusehen, sondern auch mit Milchreis bewirthet werden sollten. — Zum Schlusse verkündigte die Ausruferin noch: ‚daß, da Sr. Gnaden

der Infant das Fest mit seinem Hofe besuchen wolle, die Alcaldessen in ihrer Weisheit beschlossen, den Prinzen zu bitten ihnen einen ‚teniente‘ (Stellvertreter), der sich auf die Hofgebräuche verstehe, beizuordnen, und daß Sr. Gnaden den edeln Don Juan Pacheco, Marques de Villena, dazu ernannt hätten.‘

Nachdem die bezeichnete Messe gehört, und zu Hause das Mittagmahl, welches die Männer gut oder übel zubereitet hatten, verzehrt worden war, strömte die sämmtliche Einwohnerschaft von Zumarramala nach dem ‚Dreschplatze‘, dessen von geschlagener Erde gefertigte Tenne zum Tanze eingefriedigt worden war. Doña Jacinta, der weibliche Alguazil (Gerichtsdiener), sorgte dafür, daß Alles bereit war um nach Ankunft des Hofes das Fest beginnen zu können. Letzterer ließ auch nicht lange auf sich warten, und dessen Erscheinen war um so imposanter, als sich der sämmtliche Adel von Segovia und der Umgegend, unter diesen auch Don Fadrique nebst Schwester und Graf Torre de la Vega, ihm angeschlossen hatten. Nachdem der Infant und seine Begleitung, neben ihm die beiden Alcaldessen und der ‚teniente‘ Juan Pacheco, auf einem Schaugerüst Platz genom-

men, sollten die Tänze nach der Musik des Tamboril und der Dulzaina, welche sich in der Mitte des Platzes und zwar zur Seite von ungeheuren Weinkrügen befanden, die Juan Pacheco auf Befehl des Infanten mit Wein aus dem prinzlichen Keller hatte füllen lassen, beginnen. Auf ein gegebenes Zeichen Jacinta's schritten die Tänzerinnen, je zwei und zwei sich bei den Händen fassend, paarweise in den eingehegten Tanzplatz. Sie trugen sämmtlich scharlachrothe Strümpfe; ein Zeichen der Verheirathung, indem nur Ehefrauen dergleichen, Mädchen nur weiße, Wittwen blaue oder schwarze, tragen dürfen. Da an diesem Tage nur die ‚rothen Strümpfe' das Tanzprivilegium haben, so halten sich die Inhaberinnen stets bereit, jeden Unberufenen, der sich in ihren Kreis drängen wollte, durch einen allgemeinen Angriff mit Nadelstichen wieder hinaus zu treiben. Der Tanz begann jetzt, aber so zierlich die Bewegungen der Tänzerinnen auch waren, so hätte er doch wegen der ziemlich unharmonischen, in einem und demselben Satze immer wiederkehrenden Musik, etwas sehr Einförmiges und Langweiliges gehabt, wenn nicht wenigstens das Zehntheil der Tänzerinnen aus alten sechzig oder sieben=

zigjährigen Mütterchen bestanden hätte, die heute indeß um keinen Preis der Welt ihre „rothen Strümpfe", und mit diesen ihr Privilegium als Ehefrauen und Theilnehmerinnen, würden aufgegeben haben. Mehrere von diesen hatten die heutige Feier schon vierzig oder funfzig Jahre mit gemacht, und ihre Tapferkeit, mit der ihre Unbeholfenheit ziemlich gleiches Maß hielt, war so ziemlich das Interessanteste bei dem sonst sehr einfachen Rundtanze. Da die ältern Frauen noch die alte zamarriegische Tracht trugen, welche aus einer Mütze in Gestalt eines Kegels, vier bis fünf Röcken, von denen einer immer etwas kürzer als der andere, einer Mantilla von schwarzem Tuch mit rothem Futter, außerdem aber aus Korallenschnüren, Medaillen und andern Anhängseln um den Hals bestand, überdies aber diese alten Frauen entsetzlich häßlich waren, so gaben die Meisten ein der Seherin von Endor, oder der Wittwe von Zarpath in Holzschnitten alter Nürnberger Bibeln, nicht unähnliches Bild. Während aber die Weiß-, Blau- und Schwarzstrümpfe heute zum Zusehen verurtheilt waren, unterhielten sich „los tios" (die Oheime) wie alle verheiratheten Männer, selbst wenn sie jung sind, genannt werden, damit, „a la

calva' (Wurf nach dem Ziel) zu spielen, die Jünglinge sagten ihrer ,Zagala' (Schäferin) irgend etwas Angenehmes in's Ohr, und nur die Hagestolzen, ,los mozos' (Burschen), von Böswilligen wohl auch in einem Wortspiel ,los mazos' (Maulesel) genannt, vergnügten sich in einer Weinbude mit einem Glase vino tinto.

Das Tanzfest war inzwischen in vollem Gange, der Infant unterhielt sich überaus gnädig mit Don Fadrique; und Juan Pacheco, verfolgt von den düstern Blicken des Grafen Torre de la Vega, sprach sehr angelegentlich mit Doña Leonor. Letztere war ganz glücklich als der Ritter ihr zuflüsterte, daß er noch heute bei ihrem Bruder schriftlich um ihre Hand anhalten, morgen aber sich persönlich einfinden werde, um seine Antwort einzuholen und das Weitere zu besprechen. Er war entzückt als Leonor ihre Einwilligung dazu gab, doch versprach er auf des Mädchens dringende Bitte weder in dem Briefe noch mündlich zu erwähnen, daß sie ihm ihre Gegenliebe versichert habe und sie im Einverständnisse handelten. Er kannte Fadrique's Stolz und Herrschsucht allzuwohl, als daß er nicht Leonors Ansicht, der Bruder würde

sich beleidigt finden, daß Juan Pacheco sich nicht vor Allem an ihn gewendet, hätte theilen sollen.

Während der Ritter und Leonor sich über diesen Gegenstand unterhielten, entstand plötzlich in der Nähe des Tanzplatzes ein gewaltiger Lärm. Zwei Männer hatten einen dritten sich heftig sträubenden gepackt, und schleppten ihn zu der Tribüne des Infanten. Der, welchen sie am Kragen gefaßt hatten, war ein starker Mann von etwa vierzig Jahren, frechen und verwegenen Ansehens; er wehrte sich auf's Heftigste gegen die Angreifer, doch erlagen seine Kräfte gegen die der Uebermacht. So wie die Drei in der Nähe des Prinzen waren, hörte der Kampf auf, Alles drängte sich zu sehen was es gäbe, und Don Enrique, der inzwischen aufmerksam geworden, erhob sich und fragte: wer die Leute wären?

„Señor," sagte einer von den Beiden, die den Fremden gepackt hatten, indem er ihn auf einen Moment losließ, „ich und mein Kamerad sind zwei Alguazils aus Valladolid, ausgeschickt um auf die vielen herumstreifenden Räuber, Banditen und Vagabunden zu fahnden, von welchen die Provinz seit dem arragonesischen Kampfe wimmelt. Auf die Ge-

fangnehmung derselben ist eine Belohnung gesetzt. Da wir nun dachten, daß einer der schlimmsten dieser Bösewichter, ein gewisser Sancho Nugno, sonst in Zumarramala wohnhaft, sich wohl bei dem heutigen Feste einfinden könnte, so eilten wir hierher, um ihn, wenn er sich blicken ließe, zu ergreifen und, wenn es uns glückte, dadurch den auf seinen Kopf gesetzten Preis von fünfhundert Realen zu verdienen. Dies ist uns denn auch glücklich gelungen, und so überliefern wir Ew. Gnaden, als königlichem Statthalter der Provinz Segovia, den Spitzbuben, wogegen wir uns das Fanggeld, im Betrag vorbesagter fünfhundert Realen, ausbitten."

Eben wollte der Prinz etwas erwiedern, als aus dem Haufen der sich zudrängenden Frauen plötzlich eine helle Stimme ertönte.

„Ei seht einmal! Spitzbube selber, wer meinen Sancho einen Spitzbuben nennt! — Alles mit Gottes Gnade jedoch, und der der Santa Agueda, und voll Respect gegen Sr. Gnaden den Infanten! — Hat Euch mein Sancho etwas gestohlen, hombre? Ihr seht mir eben nicht aus, als ob Euch viel entwendet werden könnte. Uebrigens giebt es manchen

braven Kerl, der ein wenig auf die Landstraße geht, wenn daheim nichts zu verdienen ist. Und Bandit? Es kann wohl einem Spanier und alten Christen passiren, daß er mit Jemandem in Streit geräth, und die Navaja zieht, und da hat Einer geschwind etwas weg, denn der Teufel schürt zu. Daß mein Sancho unglücklicher Weise oft dabei war, wenn ein Streit entstand, mag wahr sein, und da ist er dann immer ganz unschuldig ergriffen worden, weil doch einmal Einer der Thäter sein muß, und in der ‚ley de siete partidas‘ steht: wer bei einem Ermordeten getroffen wird, soll als der muthmaßliche Mörder verhaftet werden. — Ein Gesetz das gewiß ganz vortrefflich ist, da es der in Gott ruhende König Alphons gemacht hat, wovon er aber gewiß nicht allein den Zunamen ‚der Weise‘ überkommen.“ —

Die welche sich so lebhaft des Gefangenen annahm, war die hübsche Jacinta, die heute den Dienst eines weiblichen Alguazils übernommen hatte. So keck wie sich solche eben ausgesprochen, wendete sie sich, nachdem sie einer der Alcaldessen etwas leise in's Ohr geflüstert, zu den beiden Gerichtsdienern aus Valladolid.

„Ich fordere Euch im Namen des Gerichts auf," sagte sie, „den gegenwärtigen Sancho Nugno, ehrsamen Einwohner von Zumarronnala, augenblicklich auf freien Fuß zu stellen, oder Euch im Falle des Ungehorsams bereit zu halten wegen Störung des heutigen Festes selbst in's Gefängniß zu spazieren."

Die Aufregung, die auf diese Worte folgte, war groß. Die Alguazils schrien über Mißkennung ihrer Würde, die rothstrümpfigen Tänzerinnen machten Anstalt sie als Störenfriede der Lust mit Nadelstichen aus der Versammlung zu treiben, der Infant lächelte, als er sah daß die Weiber sich nicht eben besonders viel darum zu bekümmern schienen, was er entscheiden würde, sondern seine Gewalt wie die ihrer Ehemänner für heute suspendirt hielten, und die jungen Herren vom Hofe, da sie den Prinzen bei so guter Laune sahen, lachten überlaut. — Wie es schien gedachte der Prinz den Scherz noch weiter treiben zu wollen.

„Es will mir bedünken, Señora Alcaldessa," sagte er, so ernsthaft als möglich sich zu der ältesten von beiden weiblichen Gerichtspersonen wendend, „daß Ihr wohl ein wenig allzuschnell seid, einen Mann der als Räuber und Bandit angeklagt ist, blos da-

rum weil er ein Einwohner von Zumarramala, so ohne weiteres in Freiheit zu setzen, und ich sollte denken, daß wenn es sich erweisen lasse, daß dieser ‚ehrsame' Zumarriego, wie ihn die hübsche Señorita, seine Ehefrau, betitelt, wirklich ein verdammter Spitzbube wäre und den Strang verdient hätte, diese Sache, als dem Blutbann anheimfallend, mir eigentlich zur Entscheidung zukäme."

„Mögen Eure Gnaden tausend Jahre leben. Wir küssen Euch die Füße, edler Señor;" sagte die Alcaldessa ruhig. „Wäre dieser Mann gestern gefangen worden, und Ihr stelltet ihn uns heute — vielleicht um das Fest merkwürdig zu machen — als abgeurtheilten Verbrecher mit dem Auftrag ihn hängen zu lassen zur Verfügung, so wüßte ich keinen Grund der uns abhalten sollte, diesen Auftrag auszuführen. Dieser Mann ist aber von auswärtigen Algualzils in unserem Gerichtsbann, ohne vorhergehende Anzeige, ohne weiteres beim Kopfe genommen, und unsere Würde dadurch mißachtet worden. Wenn wir ihn also ebenfalls ohne Umstände wieder in Freiheit setzen, so geschieht nichts als was wir unserm Ansehen schuldig sind, und wir bitten Euer Gnaden, die uralten

Freiheiten von Zumarramala nicht durch einen entgegengesetzten Befehl zu kränken. Wird der Sancho Nugno morgen oder einen andern Tag auf's Neue ergriffen, so kann kein Christ und guter Spanier etwas dagegen haben, wenn Euer Gnaden es belieben sollte ihn hängen zu lassen, aber heute würde es für ganz Zumarramala ein Schimpf sein, da er im Vertrauen auf unsere Freiheit sich hier eingefunden hat."

„Gott schütze Euer theures Leben, allergnädigster Prinz!" schrie einer der Alguazils, sobald die Alcaldessa geendigt hatte. „Kein ächter Sohn eines alten Christen wird sich unterstehen Eure Handlungsweise zu tadeln, aber so viel sage ich: wenn der Spitzbube ungehangen davon kommt, und wir die durch offenes Patent als Fanggeld versprochenen fünfhundert Realen verlieren, so ist weder Recht noch Gerechtigkeit mehr im Lande."

„Wie ich sehe," sagte Don Enrique, dem die Sache sehr kurzweilig vorkam, „so kommen meine Rechte und Eure Freiheiten hier in Zwiespalt. Da wir nun nicht in eigener Sache entscheiden können, so soll ein Unpartheiischer den Ausspruch thun. Ich

habe Don Juan Pacheco für heute zu Eurem ‚teniente' ernannt, er ist mein Lehnsmann und doch auch verpflichtet, Eure Gerechtsame im Schutz zu nehmen. Wollt Ihr Euch seinem Richterspruch unterwerfen?"

„Allerdings!" — Wir willigen ein;" erwiederten die Alcaldessen nach kurzer Berathung mit Jacinta.

„Wohlan, Marques, so thut den Ausspruch;" sagte der Prinz zu dem Ritter.

„In Betracht," sagte Juan Pacheco nach kurzem Nachdenken, „daß das Frauenregiment an dem Tage der Santa Agueda ein uraltes Herkommen, welches auch noch am heutigen Morgen durch die Behörde im Namen unsers königlichen Herrn, dadurch daß die beiden Alcaldessen dem Volke mit den Worten: ‚Aquel dia mandon ellas' vorgestellt wurden, erneuert worden ist, diese aber befohlen haben, gegenwärtigen Sancho Nugno in Freiheit zu setzen, entscheide ich daß diesem Befehle genügt werden muß."

„Viva el Marques de Villena!" rief entzückt Jacinta, und alle Roth-, Weiß- und Blaustrümpfe riefen es ihr nach.

„Señor," rief Sancho Nugno, indem er freudig die Hand des Ritters ergriff, „Ihr habt fortan über

mich zu gebieten! Ich schwöre Euch dies bei Santa Agueda und allen übrigen Heiligen. — Die aber" — er zeigte auf die Alguazils — „sollen mich nicht zum zweiten Male fangen!"

Mit den letzten Worten verlor er sich unter der Menge.

„Aber Ew. Gnaden, wer zahlt uns denn das von unserem königlichen Herrn versprochene Fanggeld?" fragte einer der Gerichtsdiener mit kläglicher Stimme.

„Im Betracht, daß dieses Geld durch ein königliches Patent den hier gegenwärtigen Alguazils zugesagt, daß sie diesen Dienst geleistet und den Verbrecher vor den Statthalter des Königs geführt, der Gefangene indeß ohne ihre Zuthun in Freiheit gesetzt worden, und sie durch diesen Umstand nicht in Schaden gerathen dürfen, entscheide ich: daß Don Enrique von Kastilien, als Statthalter des Königs, die besagten fünfhundert Realen an die hier gegenwärtigen Alguazils auszuzahlen verbunden sei."

„Viva el Marques de Villena muchos annos!" riefen jetzt auch die beiden Gerichtsdiener, und ein lautes fröhliches Jubelgeschrei erscholl in dem Kreise der Bewohner von Zumarramala.

„Wohlan," sagte lächelnd der Prinz, „da ist nichts weiter zu thun, und Ihr könnt Euch das Geld abholen, aber Euch, Juan Pacheco, mache ich nicht wieder zum ‚teniente' am Aguedafeste."

Um die eben stattgefundene Procedur aus dem wahren Gesichtspunkte zu erfassen, muß man bedenken, daß das Räuberhandwerk in Spanien in damaliger Zeit, so wenig wie in der heutigen, etwas unehrenvolles in den Augen des Volkes war, daß in jenem Lande nur selten der Ermordete, desto mehr aber der Mörder, wenn er so ungeschickt war sich fangen zu lassen, beklagt zu werden pflegt, und daß, nach Beendigung der arragonesischen Händel, es in beiden Kastilien von einer solchen Menge Räuber und Vagabunden wimmelte, daß man ganze Wälder hätte zu Galgen verwenden müssen, wenn man jeden der Letztern hätte aufhängen wollen. Die meisten der Großen begünstigten überhaupt dieses Unwesen, um gewiß zu sein eine gute Klinge und eine starke verwegene Hand zu ihrem Dienste zu haben, falls sich eine Gelegenheit finden sollte — und diese fand sich allerdings oft genug — sie zu gebrauchen.

Es würde zu weit führen, wenn Alles beschrieben

werden sollte, was an Lustbarkeiten an diesem Tage die Theilnehmer am Aguedafeste noch ergötzte, darum möge nur noch erwähnt werden, daß der Hof diesmal länger als sonst dabei verweilte, und vermöge der unerhörten Anstrengungen, welche die ältern Rothstrümpfe diesmal auf dem Tanzplatze sich zumutheten, vielen Weißbestrumpften die frohe Aussicht wurde, diese bald im Ehestande, und demzufolge künftiges Jahr auf dem Dreschplatz von Zumarramala zu ersetzen. — —

Es war am folgenden Morgen, als Leonor schon frühzeitig zu dem Bruder beschieden wurde. Das Herz bebte ihr voll Angst und Freude, als ihr einfiel daß die Bewerbung Pacheco's die Veranlassuug dazu sein könnte. Sie hatte sich in dieser Voraussetzung nicht geirrt. Als sie in's Zimmer trat hielt Fadrique ein offenes Schreiben in der Hand. Sein Blick war noch düsterer als gewöhnlich, seine Augenbrauen scharf zusammengezogen.

„Lies diesen Brief," sagte er ernst, indem er ihr das Schreiben hinreichte. „Der Ritter Juan Pacheco hält um Deine Hand an."

Leonor zitterte heftig als sie das Papier ergriff.

Es schwamm ihr vor den Augen. Mehrmals mußte sie zu lesen anfangen, ehe sie dazu gelangen konnte sich von dem Inhalte des Schreibens zu unterrichten. Juan Pacheco sprach in dem Briefe von den Eigenschaften Leonors, und wie solche einen unauslöschlichen Eindruck auf sein Herz gemacht, er sagte, daß es wohl keine freundlichere Weise gäbe, den alten Zwiespalt zwischen beiden Familien beizulegen als diese Verbindung, und deutete endlich darauf hin, daß solche den vollen Beifall des Infanten haben würde.

So wie Leonor den Brief gelesen hatte, legte sie solchen schweigend auf den Tisch. Es war ihr nicht möglich die Frage: was Fadrique geantwortet? an den Bruder zu richten. Schon der Gedanke daran ließ ihr schönes Gesicht über und über erröthen. Wer dies liebliche jungfräuliche Roth, in diesem Augenblicke mit Rosenschimmer ihre sonst etwas blassen Wangen überziehen gesehen hätte, würde sie für noch reizender wie sonst gehalten haben.

„Ich kann," sagte Don Fadrique, nachdem er eine Weile geschwiegen, als ob er in der Pause eine Frage der Schwester erwartete, und indem er, ohne

Leonor anzusehen, im Gemache auf- und abging, „ich kann dem Antrage des Marques von Villena aus mehreren Gründen nicht meine Zustimmung geben. — Du bist,“ setzte er hinzu als die Schwester erbleichend schwieg, „ein verständiges Mädchen, und wirst diese zu würdigen wissen.“

Da Leonor kein Wort über die Lippen zu bringen vermochte, so fuhr Fadrique sichtlich mißgestimmt fort.

„Die Abneigung, ja ich kann wohl sagen die Feindschaft, zwischen unsern Häusern ist fast so alt als die Existenz derselben. In den meisten Einzelfehden war das Schwert der Guzmann gegen die Pacheco's, oder dieser gegen jene erhoben. Oft dachte man daran den alten Zwist durch eine Familienverbindung zu beendigen, aber stets kam etwas dazwischen, und er brach dadurch immer nur in desto heftigere Flammen aus. Ich denke es wird stets wie heute gewesen sein. Unsere Gegner sind immer treulos und hinterlistig gewesen, und hinterlistig und treulos habe ich Juan Pacheco ebenfalls erfunden. Ich gestehe offen daß ich, als ich Dich aus Valladolid herbeirief, einen Augenblick den Gedanken hatte zwi-

schen Dir und dem Ritter eine Verbindung zu stiften. — Der Prinz faßte zuerst den Gedanken, und ich wollte ihm gefällig sein. — Da wird das Marquisat von Villena offen, und dieser Mensch, gierig wie der Hatzhund auf das Wild, stürzt sich auf die Beute und schnappt sie mir weg."

„Warum aber sollte er nicht," sagte Leonor sich ein Herz fassend, „bei dem Prinzen um ein offen gewordenes Lehn anhalten?"

„Weil ich, i ch, darum gebeten hatte;" fiel Fadrique mit hartem Tone ein. „Er wußte es, und bat dennoch darum, deshalb wird er nicht mein Schwager. — Glaubt der junge Herr etwa, weil der Prinz ihm gnädig zulächelt, schon stark genug zu sein, um mich bei Seite zu schieben, in den Winkel zu stellen, und wenn der Infant einst König sein wird, bei ihm den Alvarez de Luna spielen zu können? Bei Gott! er soll sich verrechnet haben, und sein gnädig lächelnder Gönner wird sich auch verrechnen, wenn er meint daß der Graf von Benavente nichts weiter sei als einer seiner Diener und Hofschranzen! Er soll es bei dieser Gelegenheit gewahr werden, und ein trockenes: ‚Nein' zur Ant-

wort erhalten, wo er mit so viel anscheinender Gewißheit ein zuvorkommendes: ‚Ja‘ erwartet.“

„Dennoch,“ sagte Leonor schüchtern, „gilt der Marques von Villena für einen sehr anständigen Bewerber, und keine Dame am ganzen Hofe würde ihm ihre Hand verweigern.“

„Meinst Du?“ erwiederte Fadrique mit bitterm Tone und spöttischem Lächeln. — „Nun um so mehr wird es den jungen Herrn Wunder nehmen, daß dies bei meiner Schwester der Fall ist. — Sei dies indeß wie ihm wolle,“ setzte der Graf kalt und trocken hinzu, „jedenfalls kommt die Bewerbung des Ritters zu spät, denn der Graf Torre de la Vega hat Dich bereits früher bei mir zur Gattin begehrt, und ich habe ihm meine Zustimmung zugesagt.“

„O, mein Gott, was sagt Ihr da!“ rief Leonor erschrocken, und indem sie die Hände faltete. „Nie und nimmer werde ich das Weib dieses Mannes.“

„Und warum nicht, Señora, wenn ich fragen darf?“ sagte Fadrique mit hartem Tone, und sein Blick ward düster wie die Nacht.

„Ich frage,“ fuhr er nach einer Weile fort, während welcher Leonor kein Wort hervorzubringen in

Stande war, „was Du an dem Grafen auszusetzen hast? Ist er nicht reich, nicht von altem Geschlecht, nicht angesehen bei Hofe? Er ist nicht schön, es ist wahr, auch nicht ein Jüngling mehr, aber ich meine, die Schwester des Grafen von Benavente denkt über diese Punkte wie es einer Dame ihres Standes zukommt, und nicht wie ein verliebtes Bürgermädchen."

„Ach, diese Gründe sind es nicht —" hob Leonor in Verwirrung an.

„Ich kann nicht glauben, daß Du Dich so vergessen haben solltest, mit Juan Pacheco von Liebe zu reden, und ihm wider mein ausdrückliches Gebot Hoffnung fassen zu lassen!" rief Fadrique, indem er die Schwester mit so zornigen Blicken ansah, daß sie um Alles in der Welt nicht im Stande gewesen wäre das Gegentheil zu erklären. „Wäre dies der Fall, so stünde mein Entschluß nur um so felsenfester, und ich würde von dem Ritter Rechenschaft fordern, wie er es wagen konnte um Deine Hand zu werben, ohne sich vorher gegen mich zu erklären."

„Ich weiß," sagte Leonor stockend, und indem ihr einzelne Thränen über die Wangen perlten, „daß

ich Euch als meinen Bruder und Herrn zu ehren habe, und denke an keine Heirath, die gegen Euren Willen sein könnte —"

„Nun ich glaube es wohl! Du bist ein gutes Mädchen, Leonor, und siehst ein, daß ich nur Dein Bestes will;" versetzte Fadrique ruhiger. „Späterhin wirst Du es mir Dank wissen, daß ich die Bewerbung Pacheco's abschlug. Sie ist bei weitem nicht so vortheilhaft, als eine, wie solche der Tochter des Hauses der Guzmann, der Schwester des Grafen von Benavente, immer werden muß. Pacheco, es ist wahr, ist jung und schön, und jetzt der Günstling des Prinzen, aber wer in der Gunst des Fürsten heute oben ist, kann morgen unten sein, das Marquisat von Villena ist etwas, aber viel ist es nicht und mit den Reichthümern des Grafen ist es nicht zu vergleichen."

„O, mein Bruder!" rief Leonor, indem sie Fadrique bei der Hand ergriff und ihre Thränen von Neuem flossen. „Ich bin fest überzeugt daß Ihr nur mein Bestes wollt, und ich möchte Euch um Alles in der Welt nicht erzürnen. Eben so denke ich nicht daran eine Heirath einzugehen, die Euch so sehr miß=

fällt, aber den Grafen — den Grafen kann ich nicht heirathen."

„Das wird sich finden, und Du wirst thun was die Ehre unseres Hauses zu thun gebietet;" sagte Fadrique fest und kalt. „Nach Neigung, und was den Augen wohlgefällt zu heirathen, ist ein Vorzug den die untern Volksklassen vor uns voraushaben; in unserm Stande ist Anderes zu bedenken. Unsere Mutter heirathete auch nicht aus Neigung —"

„Sie war nicht glücklich, und fand einen frühen Tod;" fiel das Mädchen ein.

„Aber das Haus der Guzmann ward mächtiger durch diese Heirath, und das war es was unser Vater durch die Verbindung beabsichtigte;" versetzte Fadrique fest.

„O, mein Bruder," sagte Leonor in gewaltiger innerer Bewegung, indem sie dessen beide Hände mit den ihrigen ergriff, „wir sind ja Kinder eines Vaters, einer Mutter, ich habe Niemand auf der weiten Erde als Euch, ich will Alles tragen was mir das Schicksal auferlegt, nur um Eins bitte ich Euch — zwingt mich nicht zu einer verhaßten Heirath mit dem Grafen Torre de la Vega."

Die Aufregung, in welcher Leonor sich befand, war so sichtlich, sie schien so erschüttert, ihre Hände zitterten so heftig in denen des Bruders, daß dieser es für nöthig hielt sie zu beruhigen.

„Ich werde Dir Zeit lassen den Grafen näher kennen zu lernen, und wenn dies der Fall ist, wirst Du ihn lieben oder doch achten;" sagte er weniger rauh als früher. — „Doch wenn Juan Pacheco mich bedrängt," setzte er sogleich wild hinzu, „wenn er den Infanten hineinmischt, dann wirst Du an demselben Tage noch das Weib des Grafen!" —

„Der Marques de Villena!" meldete ein Diener, der eben eintrat.

„Entferne Dich;" sagte Don Fadrique zur Schwester. — „Nein, dort hinaus;" setzte er hinzu, als Leonor das Gemach verlassen wollte, indem er auf die entgegengesetzte Thüre zeigte.

Jetzt winkte der Graf bejahend dem Diener, und nach wenigen Augenblicken trat der Ritter in's Zimmer.

„Ihr habt meinen Brief erhalten, edler Graf;" sagte Juan Pacheco freundlich zu dem Grafen, der dessen Begrüßungen kalthöflich erwiederte. „Erlaubt indeß, ehe ich mir Eure Entscheidung, an welcher

das Glück meines Lebens hängt, erbitte, einige Worte vorher zu senden. Sr. Gnaden der Prinz sagte mir, daß es ihm geschienen als ob Ihr es übel aufgenommen, daß er mir und nicht Euch das offene Marquisat von Villena beim König ausgewirkt."

Don Fadrique erröthete, doch machte das Roth bald wieder der gewöhnlichen tiefen Blässe in seinem Gesichte Platz.

„Er sagte Euch —" hob er an.

„Daß Ihr um dasselbe angehalten, und er es Euch auch entschieden verliehen haben würde, wenn ich mich nicht bereits darum beworben hätte."

„So? — Also deswegen?" sprach Fadrique halb spöttisch, halb mit unterdrücktem Grimme.

„Ich würde Euch nicht in den Weg getreten sein, edler Herr," fuhr der Ritter mit bescheidenem Tone fort, „aber ich hatte bereits den Gedanken gefaßt, um Eure so edle als liebenswürdige Schwester anzuhalten. Ich fürchtete — laßt mich ganz offen sein — Ihr könntet einen Anstoß daran nehmen, daß ich weniger vermögend bin als Andere, die sich ihrer Geburt nach in die Reihe der Bewerber um die Hand der Doña stellen können. Dies war der Grund, weshalb ich

den Infanten bat mir das offene Lehn zu verschaffen, und ich denke Ihr werdet denselben nicht tadelnswerth finden können.“

„O, keineswegs, Kaballero!“ sagte der Graf mit einem höhnischen Lächeln, in welchem zugleich etwas Verächtliches lag. „Ihr habt Euch in der Sache als ein kluger, und vor Allem als ein vorsichtiger Mann gezeigt. Ihr steht zwar jetzt — man sagt es wenigstens — beim Prinzen sehr gut angeschrieben, aber heißt es nicht schon in der Bibel: ‚Verlasset Euch nicht auf Fürsten, denn sie sind Menschen?‘ — Ich selbst habe in dieser Hinsicht bereits gute Erfahrungen gemacht. — Dann habt Ihr auch klüglich überlegt, daß wenn es sich fände, daß Ihr die Hand meiner Schwester nicht erhalten könntet, Ihr Euch doch wenigstens das Lehn nicht wegen einer unbedeutenden Nebenrücksicht hättet entgehen lassen.“

„Wie Señor? — Verstehe ich Euch recht?“ sprach der Ritter erschrocken.

„Allerdings muß ich bedauern Euch erklären zu müssen, daß es unmöglich ist Euch die Hand meiner

Schwester zu gewähren, da solche schon anderweitig zugesagt;" versetzte der Graf mit trockenem Tone.

„Unmöglich! — Ich bitte, ich beschwöre Euch, edler Señor!" rief der Ritter.

„Es thut mir leid Euch wiederholen zu müssen, daß Leonors Hand bereits versagt." — Der Graf betonte das letzte Wort besonders.

„Darf ich wohl fragen: ob dies mit der Señora Zustimmung stattgefunden?" fragte Juan Pacheco, indem eine schnelle Röthe sein Gesicht überflog und seine Lippen bebten.

„Entschuldigt, Kaballero!" versetzte Fadrique frostig. „Es ist eine Familienangelegenheit, welche Rücksichten erfordert. Ich kann deshalb nur sagen daß Leonor verlobt ist."

„Da Ihr nicht ausdrücklich aussprecht, daß die Señora ihre Zustimmung bereits gegeben, so erlaubt mir Euch dies Schreiben des Infanten zu überreichen, und meine Bitte nochmals dringend an's Herz zu legen;" versetzte Pacheco in einem Tone, dem man es anhören konnte, wie schwer es ihm war diesen zu mäßigen.

Don Fadrique las das Schreiben des Prinzen von Anfang bis zu Ende durch, dann sagte er kalt:

„Ich bedaure, daß die Fürsprache des Infanten zu spät kommt. Ich gab mein Wort; dieser Umstand wird mich bei Sr. Gnaden wie bei Euch entschuldigen.“

Juan Pacheco sah, wie es schien auf's Heftigste empört, den Grafen an. Seine Stirnadern schwollen, sein Mund zuckte, dennoch suchte er sich zu bemeistern.

„Der Prinz,“ entgegnete er und seine Stimme bebte, „wird von der Nachricht, die ich ihm bringe, vielleicht überraschter sein als ich, denn wenn ich mir sagen mußte, daß ich eines so hohen Gutes, wie die Hand Eurer edlen Schwester, vielleicht nicht würdig bin, so tröstete er mich, indem er meinte, daß Ihr auf seine Wünsche einige Rücksicht nehmen würdet, auch sagten Sr. Gnaden, daß selbst der König die Aussöhnung des alten Zwistes zwischen unsern Familien gnädig vermerken werde.“

„O, ich zweifle nicht daß jetzt, wo alle Welt plötzlich so versöhnlich geworden, auch der König sich der Sache annehmen, und — was sonst etwas Sel-

tenes war — Die, welche der Infant seiner Gunst würdigt, mit seiner Gnade beglücken werde. Leider ist indeß die Verlobung meiner Schwester eine abgemachte Thatsache, und ich würde sie unter allen Umständen, und selbst wenn hohe Personen dies ungnädig vermerken sollten, aufrecht zu erhalten genöthigt sein."

Der Ton, in welchem der Graf diese Worte sprach, war ein Gemisch von Spott und Stolz, und der Letztere trat beim Schluß der Rede ganz vorzüglich hervor.

„Der Infant wird zu wissen wünschen, wem Ihr die Hand Eurer Schwester zugesagt. Ist es erlaubt Euch zu fragen, was Ihr wollet daß ich antworten soll?" fragte der Ritter heftig.

Eben meldete ein Diener den Grafen Torre de la Vega, und nach einigen Augenblicken trat der Gemeldete in das Gemach. Er ging freundlich, Don Fadrique begrüßend, auf die Sprechenden zu, gegen Juan Pacheco verneigte er sich kaum.

„Ihr kommt eben recht, mein edler Freund!" sagte Fadrique, den Grafen mit Bedeutung anblickend. „Dieser edle Kaballero meinte, daß es Sr. Gnaden

dem Infanten wünschenswerth sein würde, den Namen des Verlobten meiner Schwester zu wissen. Da die Sache noch nicht öffentlich bekannt gemacht worden, so nahm ich Anstand —"

„Und warum?" unterbrach ihn Torre de la Vega hohnlächelnd. „Warum wollt Ihr dem Wunsche Sr. Gnaden nicht zuvorkommen? — Jetzt nehme ich mir die Erlaubniß Euch das Glück, Sr. Gnaden dienstlich zu sein, zu entziehen. — Ich, Señor Marques, bin der Verlobte des Fräuleins."

„Ha!" rief Juan Pacheco, und es war als ob seine Rechte nach dem Schwerte, das er an der Hüfte trug, fahren wollte, doch bemeisterte er sogleich diese Bewegung.

„Und darf ich fragen: Mit oder ohne freie Zustimmung des Fräuleins?"

„Ihr seid ein starker Frager, Kaballero!" entgegnete Torre de la Vega. „Da Ihr — oder der Infant — es aber einmal wissen wollet, so sage ich Euch: Mit derselben."

„Und ich, Herr," rief Juan Pacheco mit einer Stimme, die etwas von der des erzürnten Löwen hatte, „ich sage Euch: Ihr seid ein Lügner, ein

Elender, und will Euch dies mit meinem Schwerte beweisen!"

„Ha, was erlaubt Ihr Euch!" rief Fadrique heftig. „Vergeßt nicht, Señor —"

Die aufflammende Wuth Torre de la Vega's ließ ihn nicht ausreden.

„Ihr wagt mich zu beschimpfen? Mir zu drohen? Carajo!" schrie er schäumend. „Ihr? Ein Habenichts, ein neubackener Marques, ein Hofschranze —"

Im Nu warf ihm Pacheco seinen Handschuh in's Gesicht.

„Sechs Gänge auf Schwert und Dolch!" rief er aus.

„Morgen drei Stunden nach Sonnenaufgang bei der Einsiedelei del Parral!" antwortete Jener.

„Bei der Einsiedelei del Parral! — Ihr sollt nicht warten dürfen;" entgegnete der Ritter, verbeugte sich gegen Fadrique, und stürmte zur Thüre hinaus.

„Mir ist die Wendung, welche die Sache genommen hat, höchst unangenehm!" sagte Fadrique, indem er die Stirn runzelte, und sich verdrießlich auf die Lippen biß. „Gebt Acht, die Sache wird ein Aufsehen machen und Folgen haben, die sich gar nicht

berechnen lassen Das Schlimmste ist, daß Leonor mit ihm einverstanden. Er hätte Euch sonst nicht mit solcher Zuversicht in's Angesicht Lügen strafen können."

„Bah! Nicht so viel scheere ich mich darum!" rief der Graf, den Daumennagel an die Vorderzähne bringend und damit knackend. „Seid Ihr nicht das Haupt der Familie? Muß die Doña Euch nicht gehorchen? Ich werde sie darum nicht mehr oder minder schätzen: Nämlich so viel ich es für die künftige Gebieterin meines Hauses und die Mutter meiner Kinder angemessen erachte."

„Ihr versteht mich nicht!" sagte Fadrique düster. „Nach abgemachtem Zweikampf wird der Mensch beim Prinzen, vielleicht beim König selbst, einen großen Lärm erheben. Lasse ich auch weder durch gnädige, noch durch drohende Worte meinen Sinn beugen — und darauf könnt Ihr Euch verlassen — wer steht mir dafür, daß nicht Jemand Leonor den guten Rath zuflüstert, die Forderung zu stellen, zurück in's Kloster gebracht zu werden, um zu überlegen ob sie nicht Nonne werden wolle? — Hiergegen vermögen wir dann alle Beide nichts."

„So laßt uns ohne weiteres jedem Schritte des Königs und des Infanten zuvorkommen! Lasset uns morgen mit Tagesanbruch in der Einsiedelei die Trauung vollziehen, ehe noch der Zweikampf vor sich geht, und die Doña dann dem Fant in's Angesicht erklären, sie habe freiwillig und ungezwungen den Schritt gethan."

„Unmöglich! Nein unmöglich!" erwiederte Fadrique. „Zur Trauung wäre sie vielleicht zu zwingen, doch zu einer solchen Erklärung, ihm gegenüber, nimmermehr. — Ich wüßte nicht wie dies zu bewerkstelligen wäre."

„Nichts ist leichter!" rief der Graf. „Wir erklären der Doña, daß, wenn sie sich nicht dazu entschließt, sie das Leben des Ritters aufopfert, indem wir Beide ihn ohne weiteres tödten würden."

„Und wenn sie dennoch standhaft bleibt?"

„So machen wir die Drohung wahr!"

„Pfui!" rief Fadrique. „Meuchelmord? Zwei gegen Einen? Dazu biete ich meine Hände nicht."

„Ist auch nicht gerade nöthig, wenn Ihr sonst nicht Lust habt;" erwiederte Torre de la Vega kalt. „Ich habe Jemand zur Hand, der mir in dieser An=

gelegenheit beistehen kann. Bekümmert Euch also nicht darum, sondern überlaßt mir das Weitere. Zu einer langen Unterredung zwischen Doña Leonor und Pacheco, darf es überhaupt nicht kommen. So wie er ankommt, tritt sie allein und ohne Eure Begleitung auf den Balkon der alten Ruine, erklärt daß sie mein Weib sei, und daß sie freiwillig ihr Wort gegeben. Ich und mein Begleiter halten uns während dem im Erdgeschoß des Hauses verborgen, und alles Uebrige hängt dann von dem Benehmen Pacheco's und Eurer Schwester ab." —

Lange widerstand Don Fadrique den Zumuthungen des Grafen, endlich willigte er dennoch ein. Er betrachtete Juan Pacheco als einen Nebenbuhler, der ihm die Gunst des Prinzen, den er einst, wie Luna den König, zu beherrschen gedachte, zu rauben im Begriff war, und sah in ihm überdies den Erbfeind, gegen den der Spanier sich um so eher Alles erlauben zu können wähnt, weil er ihn als gewarnt, und das ganze Verhältniß als einen vollkommenen Kriegszustand annimmt. Ueberdies waren Treulosigkeiten ähnlicher Art, unter hohen Personen, in Spanien schon früher öfter vorgekommen. So ließ Pedro der

Grausame seinen Gast, den König von Granada, Mahomed el Bermejo, bei der Tafel überfallen und hinrichten, und gab, als der Maure schmerzvoll ausrief: „O Don Pedro, welche That für einen Ritter!“ ihm selbst den ersten Lanzenstoß. Später ward Pedro selber durch seinen natürlichen Bruder Heinrich von Trastamara auf ähnliche Weise ermordet. — —

Es war am folgenden Morgen, und der Mond stand noch am Himmel, als Fadrique und seine Schwester — Letztere tief verschleiert, — der Graf Torre de la Vega, und jener Mann, den wir beim Aguedafeste unter dem Namen Sancho Nugno kennen lernten, durch die Baumpflanzungen, die sich längst dem Ufer der Eresma fortziehen, in den Eingang eines Thalgrundes ritten, welchen die Natur mit vielen Reizen ausgestattet hat. Hohe Felsen, bewachsen mit Myrthen, Rosmarin, Hibiscus und andern starkduftenden Gewächsen, schlossen ihn von einer Seite ein, während wellenförmige Hügel, bestanden mit Encinnaeichen, zwischen denen einzelne Pinien emporragten, ihn von der andern begränzten. Kleine Bergwasser bildeten von den Felsen herabhüpfende Kascaden, die sich endlich zu einem Bäch-

lein vereinigten, das wie ein Silberband den Thalgrund durchschlängelte, und in demselben die üppigste Vegetation hervorrief. Am Ende des nur einen einzigen Zugang habenden Thales, lag dicht an einem etwas überhängenden Felsen höchst reizend die Einsiedelei del Parral. Sie war ein gemauertes, nicht unbedeutendes Bauwerk, das, wie es schien, früher zu einem andern Gebrauch gedient haben mochte, jetzt indeß halb in Ruinen lag. Der bewohnbare Theil bildete zwei Stockwerke, deren unteres aus zwei Zimmern, das obere aber aus einem ziemlich geräumigen Saale bestand, vor dessen Fenstern ein steinerner Balkon hinlief. Die Fruchtbarkeit des Thales, vermehrt durch die geschützte Lage und den Wasserüberfluß, bewies sich auch mitten in den Ruinen, denn diese waren dermaßen mit Epheu überzogen, daß kaum hier und da ein Stückchen Mauer hervorsah, und die Wohnung des Einsiedlers eher einer Laube als einem gemauerten Gebäude glich. Das ganze Thal trug einen so stillen, heimlichen Charakter, es war so lieblich und angenehm, daß es bis in die spätesten Zeiten seinen Ruf als reizender Aufenthaltsort bewahrte, und man noch heute zu sagen

pflegt: „De los huertos del Parral al Paraiso terrenal.‘ (Von den Gärten des Parral in's irdische Paradies).

So wie die Reitenden bei der Einsiedelei angekommen waren, stiegen sie von den Pferden. Fadrique bot der Schwester den Arm, und führte sie in das Haus, der Graf und Sancho Nugno — Letzterer die Zügel der Pferde fassend — blieben noch vor der Thüre in leiser Unterredung beisammen. So wie Fadrique, Leonor und der Einsiedler, der die Ankommenden erwartet zu haben schien, in der Thüre des Hauses verschwunden waren, ward die Unterhaltung jener Beiden lauter geführt.

„Was?" rief Sancho Nugno mit allen Zeichen der Ueberraschung. „Don Juan Pacheco ist es, auf den Ihr es gemünzt habt? — Caramba! Das hätte ich wissen sollen! Der böse Feind selber hätte mich nicht hergebracht."

„Fürchtest Du Dich, Memme!" rief aufgebracht der Graf. „Sind wir nicht unserer Zwei? Ist Juan Pacheco etwa Cid el Campeador, oder Bernardo del Carpio?"

„Fürchten?" entgegnete Sancho verächtlich. „Ni

esto! Ni tanto!“ — Er schnippte mit den Fingern. — „Aber, Señor Conde, ich betrachte den Ritter als einen Freund. Ich habe ein Gewissen im Leibe!“

„Du? — Wie wärst Du denn dazu gekommen?“ sprach der Graf verächtlich lachend.

„Der Ritter hat mich am Aguedafeste, wo es mir an Hals und Kragen gehen konnte, vom Strange gerettet!“ rief Jener. „Und dann, Señor, habe ich auch gedacht, es handele sich nur darum, das Fräulein ein wenig zu erschrecken —“

„Und deshalb, Schurke, hätte ich nöthig gehabt Dich mitzuschleppen?“ unterbrach ihn zornig der Graf.

„Ja, und außerdem, Kaballero, müßt Ihr einsehen, sind dreißig Ducaten doch allzuwenig —“

„Aha, dies sind die Gewissensbisse!“ rief Torre de la Vega. „Wohlan, Du sollst hundert haben.“

„Ei, ei! Edler Herr, wo denkt Ihr hin? Das Blut eines so edlen Ritters, von so altem Geschlecht, eines Marques, so niedrig anzuschlagen! Nicht um Alles in der Welt wollte ich an Eurer Stelle meinem Stande so viel vergeben;“ sagte Jener in dem klagenden Tone des Vorwurfs.

„Wohl! Ich gebe Dir zweihundert Ducaten. Nun wirst Du doch zufrieden sein?“

„Gewiß, Señor! Ich würde Euch die Hände küssen, wenn — der Ritter nicht mein Freund, mein Retter wäre. Ihr werdet mir zwar mit Recht einwenden, daß es auch Dolchstiche für Freunde gebe, und daß bei einem Geschäft alle persönliche Rücksichten nicht in Betracht kommen sollen. Alles dieses gebe ich auch zu, aber Ihr werdet mir dagegen nicht bestreiten können, daß Dolchstiche für Freunde — besonders wenn die Sache so pressant ist wie heute — auch theurer bezahlt werden müssen.“

„Ich gebe Dir dreihundert Ducaten, verdammter Schurke!“ schrie der Graf. „Nimmst Du sie — gut. Wo nicht, so scheere Dich zum Henker. Aber Du sollst in diesem Falle binnen vier Wochen baumeln, so gewiß baumeln, als ich Torre de la Vega heiße. Dies schwöre ich Dir, bei —“

„O, Señor Conde, schwört nicht! Ereifert Euch auch nicht! Es kommt dabei nichts heraus. Würde ich gehangen, so verlöret Ihr Jemand, den Ihr oft nöthig gehabt, und noch öfter nöthig haben könnt. — Wenn Ihr Alles bedenkt, so setzet Ihr mir nach

glücklichem Ausgange freiwillig noch eine Kleinigkeit zu, und ich willige ein, da Ihr mein alter Kunde seid."

„Wohlan, so bleibt es dabei!" sprach der Graf eilig. „Führe die Pferde hinter das Gemäuer, und komm dann in's Haus. Du findest mich auf dem Flur."

Während unten in Mitte jener reizenden Natur, in dem friedlichen Thale, das eher zu allem Andern wie zu Mordplänen geeignet schien, dergleichen Verhandlungen geführt wurden, fand eine fast noch traurigere Scene zwischen Fadrique und seiner Schwester statt. Der Erstere hatte Leonor bis jetzt glauben lassen, daß er sie auf eines seiner entlegenen Schlösser bringe, um sie der Nähe Juan Pacheco's zu entziehen, jetzt machte er ihr bekannt, daß sie noch in derselben Stunde mit dem Grafen getraut werden würde. Geisterbleich hörte das Mädchen die Rede des Bruders an, dann stürzte sie vor ihm auf die Kniee, und beschwor ihn bei Himmel und Erde, sie nicht zum Weibe eines Mannes zu machen den sie verabscheue. Umsonst hob sie Fadrique freundlich auf, umsonst zählte er ihr alle Vortheile auf, die aus der Verbindung mit einem

der reichsten und mächtigsten Männer in ganz Kastilien und Leon für sie entstehen würden, Leonor bat ihn unter unzähligen Thränen, sie nicht zu dieser verhaßten Heirath zu zwingen, sondern sie in das Kloster nach Valladolid zurückzusenden, und dort Nonne werden zu lassen. Die letztere Bitte Leonors bestärkte den Bruder indeß nur um so mehr in dem Vorsatze, den er gefaßt hatte. Brachte er die Schwester in's Kloster zurück, so war es möglich, daß mittelst einer Verwendung des Infanten, der König selbst sich zum Obervormund des Mädchens erklärte, und die Verbindung mit dem Marques von Villena, der in Hinsicht der Ebenbürtigkeit nichts entgegenstand, billigte. Sich die Hand der Schwester aber von dem Feinde abtrotzen lassen? — jede Fiber Fadrique's bebte vor Zorn, wenn er nur an die Möglichkeit dachte. Er hätte nicht Spanier sein, er hätte nicht hassen müssen wie ein Spanier zu hassen im Stande ist, wenn er nicht Alles hätte aufbieten sollen, dieser Möglichkeit zuvorzukommen. Vor Allem wollte er sich indeß jetzt überzeugen, woher der Abscheu rühre, den Leonor vor dem Grafen zu haben vorgab. Er warf daher der Schwester Mangel an Offenheit vor, er ließ sie die

Meinung fassen, er könne sich wohl noch erweichen lassen, wenn er einen Grund höre, der nicht auf bloßer Mädchenlaune beruhe. Leonor ging in die Falle. Sie gestand ihm daß sie den Ritter liebe, daß sie von ihrer Liebe mit ihm gesprochen; — sie unterschrieb damit ihr Urtheil.

„Du liebst ihn also?" sagte Fadrique mit düsterm Lächeln. „Wohlan, Du kannst ihm jetzt den ersten und letzten Beweis Deiner Liebe geben, indem Du das Leben des Elenden rettest. In wenig Augenblicken wird er hier sein, aber die Augenblicke, die er noch zu leben hat, sind gezählt, er wird dies Thal nicht lebendig verlassen."

„Um der Santa Virgen willen! Was sagt Ihr da, mein Bruder!" rief Leonor mit Entsetzen.

„Der Erbärmliche wagte den Grafen in meiner Gegenwart mit Schimpfworten zu überhäufen, mit Benennungen, für die der kleinste Hidalgo nur Schwert-hiebe oder Dolchstiche als Antwort hat. Noch mehr: er warf ihm seinen Handschuh in's Gesicht, und forderte ihn zum Zweikampf. Dies Benehmen erfordert aber nicht Kampf, sondern Rache. Schimpflich hat er den Grafen beleidigt, und schimpflich soll sein

Ende sein. So wie er erscheint, fällt er unter dem Schwerte des Grafen und des Mannes, der ihn begleitet und den Du gesehen hast."

„Unmöglich, Bruder! — Was Ihr sagt ist unmöglich!" rief Leonor, aber ihr Ton widersprach ihren Worten. „Don Fadrique, der geachtete, mächtige Graf von Benavente, sollte zusehen wie ein Rittersmann, ein Edler von Kastilien, in seiner Gegenwart ermordet wird, und er sollte nachher die Hand der Schwester in die des Mörders legen wollen?"

„Nein vorher!" sagte Fadrique mit Eiseskälte. „Vorher, ehe die That stattfindet, wirst Du das Weib des Grafen. Dies wird der Fall sein, und wenn sich Himmel und Erde widersetzten, und wenn ich Dich mit Gewalt zum Altar schleppen sollte. — Dies letztere zu verhüten, so wie das Leben Pacheco's zu retten, hängt allein von Dir ab."

„Wenn Du," sagte Fadrique nach einer Pause, in welcher er dem geisterbleichen Mädchen dem Anscheine nach Zeit zur Sammlung ihrer Geisteskräfte lassen wollte, „wenn Du ruhig dem Grafen zum Altar folgst, wenn Du hierauf, von jenem Balkon herab, dem Ritter erklärst daß Du ihn nicht liebest und frei-

willig das Weib des Grafen geworden bist, so verspreche ich Dir, daß sein Leben geschont werden soll.“

„Bruder! — Bruder!“ rief Leonor mit gefaltenen Händen. „Bedenkt daß ein Gott über uns lebt, daß sein allsehendes Auge den Frevel sieht —“

„Mein Feind soll nicht triumphiren, er soll nicht über mich hohnlachen! Eher würde ich mich und Dich den Gewalten der Hölle zum Preise geben;“ rief Fadrique mit furchtbarem Tone. „Hoffe nicht,“ setzte er mit auf einander gepreßten Lippen hinzu, „hoffe mich nicht zu erweichen. Du würdest leichter diese Felsen erweichen können.“

„Nein, nein, Bruder! Ich muß eine andere Antwort von Euch haben!“ rief Leonor, nochmals vor Fadrique auf die Kniee stürzend. „Seht, hier liege ich vor Euch im Staube! Ich beschwöre Euch bei dem Andenken an unsere Eltern, ich beschwöre Euch bei dem Recht, das ein fremd und allein in der Welt stehendes Geschöpf in Anspruch nehmen kann, bei dem Rechte des unverschuldeten Unglücks, mich nicht so gränzenlos elend zu machen! — Bruder! Bruder!“ rief sie wie außer sich. „Erhöre meine Bitte oder Deine That wird Dich gereuen, wenn

noch Gerechtigkeit im Himmel oder auf Erden zu finden ist."

„Wahnsinnige, halt ein!" rief Fadrique wild. „Ich will Dich eher todt wissen, ja ich will Dich eher mit eigener Hand tödten, als Dich als das Weib meines hohnlachenden Feindes sehen! — Fort jetzt! — Fort in die Kapelle!"

Eben als der Graf die Unglückliche vom Boden aufriß, und sie mit Gewalt zur Thüre hinausführte, kam Juan Pacheco langsam vom Eingange des Thales her auf die Einsiedelei zugeritten. Da er Niemanden hier erblickte, hielt er unter einer mächtigen Eiche an, band sein Pferd an einen Baum, und setzte sich auf einen Felsenblock, um die Ankunft seines Gegners zu erwarten. Die Trauung Leonors mit dem Grafen durch den Einsiedler hatte inzwischen stattgefunden. Gedankenlos, mehr einer Sterbenden als einer Lebenden gleich, hatte das Mädchen die kurze Rede des Mönchs angehört, gedankenlos hatte sie, als Fadrique sie mit der gepanzerten Rechte am Arme packte, ihr ‚Ja' gesagt, und gedankenlos, und sich kaum auf den Füßen halten könnend, folgte sie dem Bruder wieder in das Gemach des obern Stockwerkes. Ihr

Ansehen war todtenbleich, ihre Züge die einer Gestorbenen, ihr Auge ohne Thränen. Jetzt fiel der Blick Fadrique's durch die geöffnete Balkonthüre auf Pacheco, der sich erhoben hatte und auf die Einsiedelei zugeschritten kam, um sich nach dem Grafen Torre de la Vega zu erkundigen.

„Dort ist er!" rief Fadrique mit verbissenem Grimme, als er den Ritter erblickt hatte. —

„Tritt auf den Balkon!" sagte er zu Leonor, die vor Mattigkeit auf einen Stuhl gesunken war.

„Ja, mein Bruder;" erwiederte sie mit matter, metallloser Stimme, indem sie sich erhob und mit schwankendem Schritte hinaustrat.

„Sage ihm, daß Du Dich freiwillig mit dem Grafen vermählt hast;" fuhr er gebieterisch fort.

„Ja, mein Bruder!" entgegnete sie, aber sie war nicht im Stande ein Wort über die Lippen zu bringen.

„Sprich, Unglückliche, sprich!" sagte Fadrique, indem er neben sie auf den Balkon trat. — „Sprich," setzte er hinzu, „oder ich stampfe mit dem Fuße, und der Graf und sein Begleiter, die unten auf dies Zeichen harren, stürzen aus dem Hause und hauen ihn nieder."

In diesem Augenblick bemerkte Pacheco die Geliebte, er sah in ihr bleiches Gesicht, und bemerkte die grimmfunkelnden Augen ihres Bruders.

„Ha, Leonor! Um Gott! Was ist geschehen?“ rief er aus.

„Ich bin — vermählt!“ sagte sie mit schwacher hinsterbender Stimme.

„Sage nein! Es ist unmöglich! Ich habe Dein Versprechen;“ schrie Pacheco.

„Sie ist das Weib des Grafen Torre de la Vega;“ sagte Fadrique.

„Du lügst!“ schrie Pacheco wüthend. „Ich muß es aus Leonors Munde hören, wenn ich es glauben soll. — Bist Du das Weib des Erbärmlichen?“

Leonor konnte nicht sprechen, aber sie machte eine schmerzliche Bewegung mit dem Haupte.

„Ha Treulose!“ rief Pacheco. „So hast Du mich hintergangen?“

„Ja,“ sagte Fadrique, „sie hat Dich hintergangen. Sie hat Dich immer verabscheut.“

„Nein! — Nein!“ rief Leonor fast bewußtlos. „Ich hasse Dich nicht! — Ich habe Dich innig geliebt!“ —

„So sollst Du mir Rede stehen, Fadrique Guzmann!“ rief Juan Pacheco, seinen Arm gegen Jenen ausstreckend. „Du sollst mir Rede stehen vor den Augen des Königs, vor ganz Kastilien und im Gottesurtheil!“ —

Wüthend stampfte Fadrique mit dem Fuße. Sogleich öffnete sich die Thüre des Hauses, und der Graf nebst seinem Begleiter stürzten mit geschwungenen Schwertern heraus. Mit jener schnellen Besonnenheit, die Pacheco auch späterhin als Freund und Rathgeber König Heinrichs bewährte, erkannte er sogleich worauf es abgesehen war. Er nahm seine Stellung so, daß ein Baum seinen Rücken deckte, zugleich erkannte er Sancho Nugno. Dieser letzte Umstand flößte ihm eine Kriegslist ein.

„Verräther!“ rief er dem Grafen zu, der mit Schwerthieben auf ihn eindrang. „Verräther, ich kannte Dein Vorhaben, aber Du hast Dich in Deiner eignen Schlinge gefangen! — Komm, Sancho, stelle Dich an meine Seite! Unsere übrigen Gefährten werden gleich hier sein.“

„Ha Elender! — Nimm das zum Lohne!“ schrie Torre de la Vega, und führte einen Schwert-

hieb nach Sancho Nugno, der, wenn er ihn getroffen, ihm unfehlbar den Schädel hätte spalten müssen. Der Hieb traf indeß nur den Arm und machte ihn kampfunfähig.

„Carajo! Nehmt doch Vernunft an!" rief der Bandit; da er aber sah, daß der Graf fortfuhr auf ihn einzudringen, indem er sich verrathen glaubte, so sprang er einige Schritte rückwärts und schrie:

„Hol' Euch der Henker, Señor! — Wie es scheint soll ich um die versprochenen dreihundert Ducaten kommen, und so will ich nur gehen und mich anderweitig schadlos halten."

Nach ein paar Augenblicken sah man ihn mit seinem und des Grafen Pferde, aus den Ruinen nach dem Eingange des Thales sprengen.

Das Gefecht zwischen dem Grafen und Juan Pacheco ging inzwischen seinen Gang. Der Graf war keinesweges feig. Indem er und Fadrique übereingekommen waren den Ritter zu tödten, hatte der Gedanke, durch die Nachricht daß Pacheco im Zweikampf gefallen, dem Infanten wie dem König jede Möglichkeit zu benehmen, in der Heirathsangelegen-

heit einzuschreiten, nicht aber Mangel an Muth, den Ausschlag gegeben. Da überdies der Graf ein starker Mann und der Führung des Schwertes gewohnt war, so bedurfte es aller Gewandtheit des Ritters, um seinen Gegner im Kampfe zu bestehen. Diese letztere Eigenschaft aber war es, die Pacheco in vollem Maße besaß. Er suchte durch Geschicklichkeit im Fechten den Grafen lange Zeit hinzuhalten, und erst dann, als derselbe weniger heftig auf ihn eindrang, begann er alle seine Kräfte anzustrengen. Jetzt wendete sich der Kampf zu des Ritters Vortheil. Der Graf schien zu ermüden. Sausend fuhr ein Schwerthieb herab, und Torre de la Vega lag tödtlich verwundet zu den Füßen des Gegners. Pacheco wollte eben nach der rohen Sitte jener Zeiten dem Besiegten das Schwert durch die Gurgel stoßen, als ein durchdringender Schrei von der Einsiedelei her ertönte. Er glaubte Leonors Stimme zu erkennen. Augenblicklich ließ er von dem verwundeten Gegner ab. Wie wahnsinnig, das blutige Schwert in der Faust, stürzte er nach dem Gebäude, und eilte mit Windesflügeln die Treppe aufwärts, die nach dem Saale führte. Welch' ein Anblick wartete sein! — —

So wie Sancho Nugno entflohen war, hatte Fadrique, wüthend mit dem Fuße auf den Boden stampfend und starren Blickes, aus der Thüre des Balkons auf die Kämpfenden geschaut. Oft fuhr er unwillkürlich mit der Hand nach dem Schwerte, doch stets ließ er sie wieder sinken, und nur einzelne unverständliche Sylben entglitten den gepreßten Lippen. Leonor stand an der Balkonthür, doch blickte sie nicht hinaus, sie zitterte an allen Gliedern. In dem Augenblick, wo Torre de la Vega sich schwächer vertheidigte und Pacheco ihn heftiger angriff, schien Fadrique in eine plötzliche Wuth zu gerathen.

„Der Elende wird siegen, und ich bin beschimpft!" rief er knirschend.

Wie der Blitz fuhr sein Schwert aus der Scheide, und es über dem Haupte schwingend, eilte er wie ein Rasender nach der Thüre.

In diesem Augenblicke schien Leonor neues Leben zu gewinnen, sie flog nach dem Eingange und verriegelte die Thüre.

„Hinweg! Laß mich hinaus!" schrie Fadrique. „Der Elende muß von meinen Händen sterben."

„Besinne Dich, Bruder! — Um Gotteswillen!

Willst Du ihn, oder soll er Dich ermorden?" rief das Mädchen.

„Fort, oder ich tödte Dich und ihn!" schrie Fadrique, dessen Wuth sich bis zur Raserei steigerte.

Wie ein Wüthender ergriff er Leonor am Arme, und suchte sie von der Thüre fortzureißen, aber mit fast übermenschlicher Kraft klammerte sich das Mädchen an eine in der Wand befestigte eiserne Krampe.

„Laß mich hinaus, oder Du bist verloren!" rief Fadrique schäumend.

„Tödte mich, und schone Pacheco!" entgegnete das Mädchen ihre Anstrengungen verdoppelnd.

„So stirb, elende Dirne, Schande unsers Geschlechts!" schrie Jener, und stieß ihr das Schwert in die Brust.

Mit einem durchdringenden Schrei fiel Leonor todt zur Erde. — —

Noch wollte Fadrique aus dem Zimmer stürzen, aber ein Blick auf die Schwester, deren Blut aus dem Busen über ihr weißes Kleid herunterfloß, schien ihn plötzlich zu versteinern. Das Schwert entglitt seiner Hand, und fiel klirrend zur Erde. Er bückte sich nicht es aufzuheben, er bewegte sich nicht der

Sterbenden beizustehen. Todtenbleich und wie leblos stand er da, die rollenden Augen, welche aus ihren Höhlen treten zu wollen schienen, waren auf das Opfer gerichtet. Mehrmals fuhr er sich mit der Hand über die Stirn. Es war als ob er meinte sich in einem Fiebertraume zu befinden, und als ob er die gräßlichen Bilder, die seine Sinne gefangen hielten, verscheuchen wollte.

In diesem Augenblicke trat Pacheco in's Zimmer, nachdem er mit starkem Anlaufe den Thürriegel gesprengt. Als ob er ein Gespenst gesehen, prallte er vor dem unerwarteten Anblicke zurück.

„Unseliger, was hast Du gethan!" rief er, und er zückte das Schwert, als ob er Fadrique niederstoßen wollte.

Plötzlich riß sich dieser das Panzerhemd auf.

„Hierher stoße!" sagte er keuchend, indem er die Gegend des Herzens bezeichnete und die Arme ausbreitete.

Der Ritter machte eine Bewegung, wie wenn er den Worten Fadrique's nachkommen wollte, da fiel sein Blick auf das Antlitz desselben. Er begegnete hier einem seltsamen Lächeln.

„Sammle doch diese Rosen!“ sagte Fadrique halb leise, als ob er eine Schlafende zu erwecken fürchtete, und indem er auf das herabrinnende Blut zeigte. „Nimm sie! Sie sind alle Dein! Eine aber gieb mir. Sie hat mich einst ja auch geliebt.“

Fadrique war wahnsinnig geworden. — —

Voll Entsetzen stand Pacheco noch einen Augenblick mit gezücktem Schwerte vor dem Unseligen, dann ließ er es plötzlich sinken.

„Lebe!“ rief er, indem ein Thränenstrom ihm aus den Augen stürzte. „Lebe! Dich hat Gott gerichtet.“

Laut jammernd eilte er aus der Thüre. Er bat den Einsiedler, für den Unglücklichen und sein Opfer Sorge zu tragen, dann warf er sich auf sein Pferd und jagte halb besinnungslos nach Segovia. — —

Beinahe vierhundert Jahre sind vergangen, seit sich in jenem sonst so lieblichen Thale jene Schreckensscenen begaben. Noch hüpfen rauschende Bergwasser dort von den Höhen, noch säuseln linde Lüfte in den Zweigen der Myrthe und des Hibiscus, noch ertönt dort die Stimme der Sänger des Haines, aber an der Stelle der Einsiedelei erhebt sich ein prächtiges

Kloster. In der Kirche desselben zeigt der greise Führer dem Fremden ein mit Statuen, Säulen und Candelabern geschmücktes Grabmal. „Dies ist das Grab unseres Stifters!“ sagt er dann, erzählt den blutigen Vorgang jener Tage, und zeigt mit dem Stabe auf den Namen:

‚Juan Pacheco, Marques de Villena.‘

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Kloster. In der Kirche desselben zeigt der greise Führer dem Fremden ein mit Statuen, Säulen und Candelabern geschmücktes Grabmal. „Dies ist das Grab unseres Stifters!“ sagt er dann, erzählt den blutigen Vorgang jener Tage, und zeigt mit dem Stabe auf den Namen:

‚Juan Pacheco, Marques de Villena.‘

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wachsmann, Karl Adolf <<von>>,

Erzählungen und Novellen

Bd.: Neue Folge, Bd. 25=4. Folge, Bd. 3

Leipzig 1846

P.o.germ. 1544 m,NF-25/26
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10122577-3